

Ina Dietzsch

Momente posthumaner Gewöhnung¹

Ina Dietzsch

Moments of Posthuman Habituation

Abstract: Posthumanism is a controversial term that evokes very different associations and yet we are surrounded by what it attempts to describe on a daily basis. The use of computers and the internet alone leads to regular requests to confirm that we are not robots, but human beings. People wear implants that merge with their body and its processes, live in smart homes or share their household with digital assistance systems. The argumentation of this lecture takes up the concept of posthumanism and links it to the concept of habituation. Using the example of near-future series and digitally permeated more-than-human communication, the thesis is pursued that current technological developments not only challenge understandings of the subject, but that a new concept of habituation is also needed, with which various moments can be identified that are integrated into structures and networks of habituation of the posthuman or are organised within them.

Keywords: Posthumanism, Digital Technologies, More-than-human, Habituation

Einleitung

Digitalisierung im Alltag bzw. digitale Anthropologie beschäftigt das Fach nun bereits seit einigen Jahren.² Dabei lässt sich beobachten, dass es immer weniger um Digitalisierung als Übergang von analog zu digital geht, sondern vor allem um den Ort von Digitalitäten im Alltag und, mit der zunehmenden Veralltäglichung von sogenannter KI, auch um den Ort von Menschen in sozialen Situationen, in denen digitale Technologien beteiligt sind. Bisher eher in einer philosophischen Nische benutzte Begrifflichkeiten wie transhuman oder posthuman sind auch in Teilen der

1 Dieser Text ist die überarbeitete Verschriftlichung meiner Antrittsvorlesung auf die W3-Professur für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft an der Philipps-Universität Marburg am 26. 10. 2022. Ich danke den beiden Kolleginnen Anne Dippel und Regina Bendix für das Lektorat und wertvolle Hinweise für die Überarbeitung.

2 Bis 2015 zurück sind viele Hinweise darauf auf der Website der gleichnamigen Kommission archiviert. <https://digitaleanthropologie.de/aktivitaeten/>. Zugriff 03. 06. 2024.

Empirischen Kulturwissenschaft (EKW) angekommen (Cress et al. 2023; Murawska 2023). Dabei lassen sich vor allem zwei Richtungen beobachten, die bisher oft getrennt voneinander diskutiert werden: eine die Grenzen des Menschen überschreitende *more-than-human*-Perspektive, die anthropozentrismuskritisch vor allem auf NaturenKulturen-Verhältnisse orientiert ist, und eine, die technologische Optimierung und transhumane/posthumane Überschreitungen des Menschlichen in den Blick nimmt. Posthumane Situationen zeichnen sich aber dadurch aus, so meine These, dass digitale Technologien die Behandlung von Menschlichem und Nicht-Menschlichem als gleich unterstützen, und lenken unsere Aufmerksamkeit auf Neuverhandlungen um Kategorien wie Leben, Wissen, Information und, wie ich zeigen werde, Alltäglichkeit und Gewöhnung. Der schnelle technologische Wandel, der Verständnisse von Mensch-Sein immer stärker herausfordert, wird gelegentlich auch mit „disruptiven Technologien“ (Housley 2015) beschrieben (z. B. das Smartphone oder digitale Assistenzsysteme), die aktuell gültige Arrangements „stören“ und ein hohes gesellschaftliches Veränderungspotenzial besitzen. Voraussetzung für ihr Funktionieren ist, dass sie zugleich auf Akzeptanz stoßen und in alltäglichen Situationen angeeignet bzw. in Routinen sinnvoll eingebaut werden. Hier kommt die konzeptionelle Perspektive der Gewöhnung ins Spiel, der ich in dieser Vorlesung genauer nachgehen möchte. Wie gewöhnen sich Menschen an das Posthumane?

Jenseits des Menschen

2013 stellte die Philosophin Rosi Braidotti fest, die offensichtlich breite Übereinstimmung über den Begriff des Menschlichen, die auf einer „beruhigende[n] Vertrautheit des Alltagswissens“ (Braidotti 2013: 7) ruhe, sich als Menschen verstehen zu können und daraus bestimmte Rechte gegenüber anderen abzuleiten, sei als Selbstverständlichkeit schon lange brüchig. „We need first to understand that the human form – including human desire and all its external representations – may be changing radically, and thus must be re-visioned. We need to understand that five hundred years of humanism may be coming to an end as humanism transforms itself into something that we must helplessly call post-humanism“, hatte Katherine Hayles schon 1999 den Literaturwissenschaftler Ihab Hassan mit seiner Zeitdiagnose von 1977 zitiert (Hayles 1999: 1). Hayles führt diese Situation auf eine historische Entwicklung zurück, in der Informationen sich entkörperlicht haben, Cyborgs hergestellt und zu einer kulturellen Figur werden konnten und Menschen einer neuen Kreation Platz mach(t)en, die das Posthumane genannt werde. Unter diesen Bedingungen könne Information fließen, zwischen „carbon-based organic components and silicon-based electronic components to make protein and silicon operate as a single system [...]. Moreover, the idea of the feedback loop implies that the boundaries of the autonomous subject are up for grabs, since feedback loops can flow not

only within the subject but also between the subject and the environment“ (Hayles 1999: 2).

Die Vorstellungen dessen, was die Gattung Mensch ausmacht, und die damit verbundenen Verständnisse von Gemeinwesen bzw. das Verhältnis von Menschen zu anderen Bewohnenden des Planeten werden damit zunehmend Verhandlungssache. Dies äußere sich, so vor allem Braidotti, in Alltagskultur, die zwischen nüchternen Debatten um Robotik, Prothesentechnik, Neurowissenschaften und biogenetisches Kapital auf der einen Seite und spirituell inspirierten New-Age-Visionen von Transhumanismus und Technotranszendenz (Braidotti 2013: 68) auf der anderen changieren. Während für Braidotti Alltagskultur eher als diffuse Abgrenzungsfigur auftaucht, vor deren Hintergrund sie ihr differenziertes Argument eines kritischen Posthumanismus formuliert, sieht Oliwia Murawska eine hohe Anschlussfähigkeit der Debatte über den Posthumanismus an die EKW und geht davon aus, dass Ethnograf*innen schon immer posthuman gewesen seien (Murawska 2023: 227). In ihrem unlängst in dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsatz zeigt sie eine Reihe von Spuren posthumaner Sensibilitäten in der EKW auf und bescheinigt ihr, immer wieder an der Pluralität menschlicher Erfahrung interessiert gewesen zu sein, welche beständig auch auf das verweise, was jenseits des Menschen liegt. Explizite *more-than-human*-Positionen seien zudem von der Einsicht getragen worden, „dass der Mensch seit jeher und unhintergebar mit anderen menschlichen und nicht-menschlichen Entitäten verstrickt gewesen ist. Die daraus folgende Dezentrierung des Menschen geht einher mit der Infragestellung des humanistisch geprägten Konzeptes vom *homo universalis*, der Verwerfung oder Umgehung von Dualismen sowie der Betonung von Hybridität, Relationalität, Kontinuität und Koexistenz“ (Murawska 2023: 233).

Mich interessiert im Folgenden dabei vor allem die Rolle technologischer Entwicklungen, denn mit Braidotti gedacht ist das Posthumane vor allem ein Bestimmungsmerkmal unserer historischen Situation und posthumane Subjekte sind „in einem nie dagewesenen Maße technologisch vermittelt“ (Braidotti 2021: 217). Mit einem solchen Verständnis von posthuman gewinnen wir ein Analyseinstrument, mit dem historisch konkrete Situationen daraufhin gelesen werden können, wie das Menschliche sich technologisch verwickelt und dabei mehr oder weniger in die Lage versetzt wird, einen zerstörerischen Anthropozentrismus zu verlassen.³

3 Für die begriffliche Verwendung von transhuman und posthuman nutze ich die Unterscheidungen der Philosophin Janina Loh. In ihrer Einführung in den Trans- und Posthumanismus hat sie die Diskurspositionen folgendermaßen zusammengefasst: Während sie das Posthumane grundsätzlich als Zielvorstellung der zukünftigen Entwicklung des Menschlichen ansieht, unterscheidet sie Transhumanismus (vor allem als Optimierung und *human enhancement*) vom technologischen Posthumanismus, der das Ziel verfolgt, die menschliche körperliche Existenz (durch technologische Entwicklungen) hin zu einer besseren Version von sich selbst zu überwinden. Der kritische Posthumanismus hingegen mischt sich in diese Debatten mit Stimmen aus der feministischen Kritik ein

Schon bei einem flüchtigen Umschauen lassen sich unendlich viele Momente finden, in denen sich das Posthumane in der Gegenwart als einer historisch konkreten Situation beobachten lässt. Allein der Gebrauch von Computer und Internet führt zur regelmäßigen Aufforderung zu bestätigen, kein Roboter, sondern ein Mensch zu sein. Menschen tragen Implantate, die mit ihrem Körper und seinen Abläufen in einem Prozess zusammenwachsen. Sie leben in smarten Häusern oder teilen ihren Haushalt mit digitalen Assistenzsystemen. Die These, die ich im Folgenden genauer ausführen möchte, ist, dass diese Entwicklungen nicht nur Subjektverständnisse herausfordern, sondern es in diesem Zusammenhang auch einen neuen Begriff der Gewöhnung braucht, mit dem sich verschiedene Momente ausmachen lassen, die in Strukturen und Geflechte der Gewöhnung des Posthumanen eingebunden sind bzw. in ihnen geordnet werden.

Assemblagen der Gewöhnung

Gewohnheit lässt sich als ein wichtiges Element alltäglicher Stabilität beschreiben.⁴ Für den philosophischen Pragmatismus ist Gewohnheit ein Schlüsselbegriff, der auf die Überwindung von Körper und Geist und damit auf eine Praxis der Vernunft abzielt. Gewohnheit gilt dabei zunächst ganz allgemein als „körperlich verankerte Bereitschaft, in bestimmten Situationen und Kontexten so und nicht anders zu handeln“, die in Prozessen der Gewöhnung entsteht bzw. sich verändert. Die Veränderung von Gewohnheiten wäre dann „eine Praxis der intelligenten Modifikation der (eigenen) Gewohnheiten“ (Volbers 2018: 101). Umstritten ist in diesem Zusammenhang, wie viel von Gewohnheit bewusst und unbewusst ist und ob das Ergebnis einer (selbst-)reflexiven Arbeit an Gewohnheiten wieder habitualisiert werden kann. In der EKW und deren Beschäftigung mit dem Alltäglichen kann die Trennung von bewusst und unbewusst produktiv verlassen werden, indem sich die Idee der Gewohnheit im Verständnis von Alltag als repetitivem, unreflektiertem Handeln spiegelt, dessen Strukturen im Verborgenen arbeiten und sich nur zeigen, wenn sie problematisch werden. Besonders für die Analyse gesellschaftlicher Transformationen sind Fragen der Gewöhnung von Bedeutung. 2012 hat Thomas Hengartner begonnen, die fachgeschichtliche Denktradition zur Technologieentwicklung mit dem Konzept der Gewöhnung in einen Zusammenhang zu bringen. Er sprach damals von einer „in-

und strebt mit dem Infragestellen unzähliger Dichotomien, die den Humanismus der Aufklärung charakterisier(t)en, einen besseren Humanismus an (Loh 2018).

4 „Der Begriff [Gewohnheit] zielt somit auf eine Überwindung der traditionellen kartesischen Trennung von Körper und Geist, weshalb er auch als Grundelement einer pragmatistischen Reformulierung der Vernunft als Praxis dient. Mit ihm wird die Auffassung zurückgewiesen, Denken und Urteilen könnten von körperlichen Vollzügen, und damit von der Praxis, gelöst werden. Er verankert den Geist in der Praxis.“ (Volbers 2018: 101).

ner(e)n Technisierung“ (Hengartner 2012: 123). Damit wollte er „den Prozess einer Veralltäglichen von Technischem“ und „das Einschreiben von Technik in Planungen und Handlungen, Vorstellungen und Erfahrungen“ fassen. Angesichts der Durchsetzung von immer mehr Lebensbereichen mit Technik käme es zu einem „Verblässen der Wahrnehmung der Präsenz von Technischem“ (Hengartner 2012: 123).

Hengartner bezog sich vor allem auf Hermann Bausinger, Gottfried Korff und Karl Heinz Hörning. „Ehedem voraussetzungsvolle Techniken werden sich für den einzelnen dadurch entproblematisieren, dass sie zum zumeist unreflektierten Traditionsbestand (seiner) alltägliche(n) Handlungspraxis werden“, hatte Hörning bspw. 2001 geschrieben (2001: 58). Die Brüchigkeit des Technologischen werde dabei (z. B. in Störfällen und bei Nicht-Funktionieren) wieder bewusst gemacht (Hengartner 2012: 124). Für Bausinger habe die Etablierung von Umgangs- und Akzeptanzformen zu ambivalenten alltäglichen Praxen geführt: zur Integration von „Exotik“ wie zur Inszenierung von „Heimat“, zur bewussten Pflege der Volkskultur wie zur Enthistorisierung durch Präsentation des Historischen. Noch resultierte aus dessen Sicht damals aus den beobachteten Auflösungen alter Bindungen nicht Heterogenisierung oder Infragestellung von geteiltem Sinn, sondern vor allem eine Erweiterung von Repertoires und Horizonten und eine kulturelle Leistung in Form von Komplexitätsreduktion und einer „eigentümliche[n] Spurlosigkeit des Fortschritts“ (Bausinger 1961: 175).

Vieles davon ist nach wie vor relevant: z. B. das Einschreiben, die Entproblematisierung, das Verblässen der Wahrnehmung der Präsenz von Technologie. Ein Begriff von innerer Gewöhnung, der davon ausgeht, dass einzelne menschliche Subjekte sich gewöhnen, in dem sie Technologien und damit verbundene Praktiken verinnerlichen, trägt für eine kulturanalytische Forschung, in der es um das Posthumane geht, jedoch nicht mehr. Die Überschreitung der Grenzen von Mensch-Sein zwingt dazu, Gewöhnung in wechselseitigen Verhältnissen zu sehen und eine Vorstellung vom Menschen aufzugeben, die mit der Idee der inneren Gewöhnung so zentral in den Vordergrund gestellt wird und die „Mensch“ klar von anderem abgrenzt. Ich gehe deshalb davon aus, dass nicht wir uns gewöhnen, im Sinne dieses Inneren (dabei täte sich weiterhin das Problem auf, dass nicht klar wäre, wer dieses „wir“ genau ist und wie weit es reicht). Gewöhnung verstehe ich hier vielmehr als Assemblagen der Stabilisierung und Routinisierung des Ungewöhnlichen/Disruptiven, deren Teil wir, oder ich oder Sie als Lesende in verschiedenen Kontexten und mit unterschiedlicher Beteiligung sein bzw. werden (können). Ich gehe damit auch nicht von linearen Prozessen der Gewöhnung aus, sondern von sich anhäufenden Momenten der Verschiebung, in denen Praktiken und Materialisierungen zusammenspielen; in denen sich Sprache verändert, mit der Welt be-griffen und erzeugt wird; in denen sich Bilder ändern, mit denen Welten imaginiert werden; in denen sich Utopien und Verständnisse davon verändern, wie mit Begrifflichkeiten von Geschichte, Gegenwart

und Zukunft Zeit geordnet wird; und in denen sozio-materielle Arrangements so umgebaut werden, dass Wundern und Staunen sich in Selbstverständlichem auflöst. Zwei Beispiele eines seit einigen Jahren besonders populär gewordenen Filmgenres, der Near-Future-Serie, die durch ihre spezifische Zeitlichkeit zu einem wichtigen stabilisierenden Akteur in den Assemblagen der Gewöhnung geworden ist, sollen in einem ersten Schritt meine Argumentation zum Posthumanen in Richtung Technologie veranschaulichen, bevor ich in einem zweiten Schritt diese um die Dimension des *more-than-human* erweitern werde.

Dramen naher Zukunft

Am 14. Mai 2019 startete auf dem Sender BBC One die Serie *Years and Years: In sechs Folgen wird die Entwicklung einer Familie, der Lyons, in drei Generationen und im Zeitraum von 2019–2034 erzählt*. Im Guardian war damals von Lucy Mangan u. a. zu lesen, dass hier alles ausgebreitet wird, was „our (realistically) imagined future“ skizzieren hilft: die Nachwehen des Brexit, eine zweite Runde Trump, der Aufstieg von China, im eigenen Land einer rechts-extremen Partei und weltweit eine sich zum Krieg ausweitende Ukraine-Krise. Angst und Unsicherheit läge über allen Figuren, die sich in der Suche nach einer Stabilität, die nicht kommt, immer wieder neu auf verändernde Umstände einzustellen versuchen.⁵ Eine treffende Zusammenfassung. Eindringlich sind vor allem die Technikvisionen für die nahe Zukunft, die an der Figur der jungen Erwachsenen Bethany verhandelt werden. Sie trägt einen sogenannten „real filter“ einer Cartoon-Figur über ihrem Gesicht und Fingerimplantate, die ihr ermöglichen, mit ihren Fingern zu telefonieren. Was zu Beginn noch den Anschein eines Rollenspiels hatte und ein mehr oder weniger geschützter kindlicher Raum des Spiels war, erweist sich für sie in späteren Folgen als Sozialisation, die ihr einen Vorsprung in der professionellen Informationsbeschaffung verschafft – das Spiel mit den Filtern wie auch später die Körpermanipulationen werden zu lebensvorbereitenden Schritten für ein tragfähiges *human enhancement*. Das *coming out* des Teenagers als „trans“ erweist sich nicht als transgener, sondern fordert die liberalen Eltern massiv heraus, als diese begreifen, dass es um transhuman geht.⁶ Was hier vorgeführt wird, ist Gewöhnung als Teil eines Sozialisationsprozesses. Dabei werden transhumane Technologien der körperlichen Optimierung und des *human enhancement* eng mit Identitätsfragen verknüpft. Auffällig ist zudem, dass die Zukunft, die hier verhandelt wird, der Gegenwart zeitlich sehr nahekommt bzw. teilweise mit ihr verschmilzt. Die Serie beginnt 2019 in der Gegenwart und führt bis 2034 in die Zukunft. Das Format

5 <https://www.theguardian.com/tv-and-radio/2019/may/14/years-and-years-review-a-glorious-near-future-drama-from-russell-t-davies>, Zugriff 24. 05. 2024.

6 <https://www.theguardian.com/tv-and-radio/2019/may/14/years-and-years-review-a-glorious-near-future-drama-from-russell-t-davies>, Zugriff 04. 06. 2024.

wird deshalb auch als Near-Future-Drama bezeichnet. Im Gegensatz zum herkömmlichen Science Fiction wird mit dieser Nähe zur Gegenwart, in der zeitweise Gegenwart und Zukunft bis zur Unkenntlichkeit miteinander verfließen, die Near-Future-Serie zu einem Genre posthumaner Gewöhnung.

Gewöhnung ist zum einen über das Serielle des Formats angelegt, durch die Wiederholung wie auch durch die langsame Steigerung, die in der Erzählung möglich wird. Gewöhnung wird aber auch inhaltlich verhandelt, indem anhand von alltäglichen Familiensituationen Verstörungen aufgelöst und Anpassungsvorgänge vorgeführt werden. Und schließlich macht die Serie mit einem neuen Vokabular vertraut, indem beispielsweise transhuman als fast zwangsläufige Steigerung von transgender erscheint. *Years and Years* ist nur eine von vielen Near-Future-Serien, die in den letzten Jahren auf den Markt gekommen sind.⁷ Ich möchte für meine Argumentation nur noch auf eine weitere eingehen: Vor einiger Zeit wurden auf Arte Wiederholungen der schwedischen Serie *Real Humans* (Echte Menschen) gezeigt, deren erste Staffel ihre Erstausrahlung bereits 2012 hatte. In drei Staffeln bearbeitet auch diese Serie trans/posthumane Themen – hier besonders die Frage nach der Definition des Menschen. Und auch sie tut dies in der Inszenierung von alltäglichen Situationen einer Familie in einer Gesellschaft, die von Hubots durchdrungen ist – humanoiden Robotern, die als Arbeitssklaven in allen denkbaren Bereichen eingesetzt werden, auch im Haushalt bürgerlicher Familien, welche übrigens in beiden Serien als erweiterte Familien dargestellt werden. Caspar Shaller schrieb in seiner Kritik in der ZEIT: „Die erste Staffel [...] zeichnete nicht nur das absurde Familienleben mit einem Roboter auf, sondern stellte auch komplexe, moralische Fragen. Menschen, die nicht mehr funktionierten, wurden durch Hubots ersetzt. Es gab Beziehungen zwischen Menschen und Maschinen. Es gab Missbrauch und Vergewaltigung. Die erste Staffel war nicht nur eine sehr realistische Science-Fiction-Serie, sondern eine der besten Darstellungen der modernen Familie seit Langem.“⁸ Auch hier besticht wieder die

7 Der Erfolg dieses Genres scheint seit einigen Jahren ungebrochen. Near Future ist so auch das Thema der SerienCamp-Konferenz 2024 in Köln, Deutschlands Fachveranstaltung für die Film- und TV-Branche.

Renzo Wellinger hat für das Magazin *Glamour* im August 2023 die für ihn neun wichtigsten Near-Future-Produktionen vorgestellt: „Weird City“ (2019, YouTube Original); „Black Mirror“ (2011 Channel 4, Netflix); „Arcadia“ (2023, ARD-Mediathek); „Peripherie“ (2022, Amazon Prime); „Silo“ (2023, Apple TV+); „Upload“ (2020, Amazon Prime); „Tender Hearts“ (2023, Sky); „The Handmaid’s Tale“ (2017, Amazon Prime); „The Last of Us“ (2023, Sky) <https://www.glamour.de/artikel/dystopische-serien>, Zugriff 02.06.2024. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit und im Bewusstsein fließender Grenzen zu anderen Genres wären auch „Extrapolations“ (Apple TV+), „Westworld“ (Sky), „See-Reich der Blinden“ (Apple TV+) oder „Hot Skull“ (Netflix) zu nennen.

8 https://www.zeit.de/kultur/film/2014-05/real-humans-serie-staffel-zwei-arte?utm_referrer=https%3A%2F%2Fwww.google.com%2F, Zugriff 04.06.2024.

verfließende Trennung zwischen Zukunft und Gegenwart. Im Laufe der Serie gehen Menschen und Hubots immer tiefere soziale Beziehungen miteinander ein. Dabei wird ein ganzes Figurespektrum an Humanoiden entworfen. Mit den Staffeln findet auch hier eine Steigerung statt, bei der die Grenzen zwischen Menschen und Robotern schleichend immer unkenntlicher werden. Menschen beginnen Interesse an transhumanen Sexualitäten zu entwickeln, und in jugendlichen Subkulturen wird es interessant, mit dem „Passing“ (Garfinkel 1967) als Hubot zu spielen, d. h. sich so zu stylen und zu bewegen, dass sie von anderen überzeugend als Hubot wahrgenommen werden.

Hubots dienen dabei als Figuren des Übergangs (Dietzsch 2024), die in der Serie „echten Menschen“ zum Verwechseln ähnlich sind. Sie sind z. T. kodierte, ehemals existente menschliche Personen und müssen im Zweifel mit Wärmebildgeräten unter den Menschen ausfindig gemacht werden. Menschen und Roboter werden durch koevolutionäre Vorgänge mehr und mehr gezwungen und ermöglicht, sich Fragen nach ihrem Sein zu stellen. Wer sind wir und was macht den Unterschied zwischen uns aus? Mit dem Anknüpfen der nahen Zukunft an das Gewohnte in der Gegenwart und über die Diskursivierung von Ähnlichkeiten wird dabei etwas Paradoxes möglich. Mit den Humanoiden werden faszinierende neue Wesen geschaffen, die dann als das Andere oder gar das Fremde erst wieder entdeckt und erforscht werden, um dann in langsamer Gewöhnung wieder untrennbar in das Soziale verstrickt werden zu können.

Mit ihnen wird damit allerdings nicht nur Neues eingeführt und „selbstverständlich“, sondern mit den humanen Robotern als Übergangsfiguren schmuggeln sich auch etablierte Machtstrukturen ins Posthumane. Dies trifft vor allem auf patriarchale und koloniale Machtmechanismen zu und wird besonders an zwei zentralen Hubotfiguren in *Echte Menschen* deutlich. Vera, die von der Familie als Haushalts- und Pflegeroboter für den Großvater angeschafft worden war, um von der täglichen Betreuungsarbeit zu entlasten, wird nach dem physischen Tod des Großvaters nun in die alltäglichen Vorgänge der Familie integriert. Hier wird im *Sample* mit den anderen Figuren deutlich, dass sie für ein Modell altmodische Haushälterin steht, die rigide und ohne Kompromisse ihre Programmierung abarbeitet. Sie stellt eine anthropomorphe Konsequenz von Selbstoptimierungstechnologien dar und an ihr werden alle Probleme verhandelt, die bei der Kommunikation zwischen silikon-produziertem und carbon-produziertem Wissen auftauchen. Anita/Mimi hingegen ist die zeitadäquate Haushälterin/flexibles Mädchen für alles, eher der Typ *Au Pair*, Liebesobjekt für den Sohn, Ersatzmutter für die kleine Tochter und mit professionellen Qualitäten für eine Anwaltskarriere ausgestattet. Beide Figuren sind Repräsentantinnen des Prinzips *smart wife*, das zwei Digital-Anthropologinnen in ihren Forschungsarbeiten zu digitalen Assistenzsystemen herausgearbeitet haben (Strengers/Kennedy 2020): Sie übernehmen häusliche Aufgaben als Pflegerin, Haushälterin oder emotionale Arbeitskraft, sind Erbringerin sexueller Dienstleistungen, Ware bzw. Ei-

gentum von Männern und potenziell Erzeugerin legitimer Nachkommen (Strengers/Kennedy 2020: 3). Für die darin angelegten und weitertransportierten Abwertungsmechanismen findet die Serie eine klare Bildsprache. Männer schreien die weiblich lesbaren Hubots an oder fassen sie grob und demütigend bei der Nase. Dabei wird deutlich, wie ausgeliefert die Hubots ihren „Herren“ sind.

Shaller verweist in seiner Filmkritik in der ZEIT darauf, dass die Serie die Frage verhandele, „ab wann man bei Robotern von Individualität sprechen kann – und wie sich unsere Welt der von *Real Humans* annähert“⁹. Er vergleicht dies mit Zeitdiagnosen in anderen Zusammenhängen, zum Beispiel im Buch „*Arbeitsfrei*“ von Constanze Kurz und Frank Rieger (beide Sprecher*innen des Chaos Computer Clubs). Ihr Fazit schon damals: „Die Welt von *Real Humans* ist bereits Wirklichkeit.“ Nach dem Erscheinen der Serie entstand im Jahr 2015 in Wien eine medienwissenschaftlich-soziologische Magisterarbeit zur Serie, der der Autor Peter Wenk den Titel: Eine schrecklich posthumane Familie¹⁰ gab. Wenk stellte in dieser Arbeit ebenfalls Bezüge zu bereits real existierenden humanoiden Robotern her, beispielsweise zur japanischen Androidin Aiko Chihara von Toshiba, die 2014 in einem Kaufhaus eingesetzt worden war und eine gewisse Ähnlichkeit mit Anita aus *Echte Menschen* aufweise. Die Vorstellung von Androiden im menschlichen sozialen Raum, so auch sein Resümee, schien somit schon damals nicht mehr weit entfernt. Wie nahe eine solche Zukunft zu diesem Zeitpunkt war (einiges hat sich bereits überholt), wird auch an Bildern deutlich, die 2021 an der Universität Darmstadt gemacht worden sind und damit vielleicht auch schon nahe Zukunft einer nahen Vergangenheit darstellen. Robo Trust, ein vom Zentrum für verantwortungsbewusste Digitalisierung (ZEVEDI) gefördertes Pilot-Projekt in Darmstadt, arbeitete mit humanoiden Robotern ganz ähnlichen Strickmusters. Vor allem mit dem Modell Elenoid¹¹ zeigten sich die damalige Digitalisierungsministerin¹² und die für das Projekt zuständige Professorin in der Vergangenheit gern.¹³

Nicht nur die Grenze zwischen Menschen und Robotern oder zwischen Gegenwart und Zukunft verwischt hier, sondern auch die von verschiedenen Wissensbe-

9 https://www.zeit.de/kultur/film/2014-05/real-humans-serie-staffel-zwei-arte?utm_referrer=https%3A%2F%2Fwww.google.com%2F, Zugriff 04. 06. 2024.

10 <https://docplayer.org/148341900-Diplomarbeit-titel-der-diplomarbeit-real-humans-echte-menschen-filmischer-raum-und-figurenperspektive-in-post-humanen-science-fictionfilmen.html>, Zugriff 04. 06. 2024.

11 https://www.focus.de/digital/kuenstliche-intelligenz-auf-dem-vormarsch-roboterfrau-elenoide-gruselige-schreck-gestalt-oder-voellig-faszinierend_id_9001784.html, Zugriff 04. 06. 2024.
<https://www.youtube.com/watch?v=EU44rXOdL5Y&t=170s>, Zugriff 04. 06. 2024.

12 Die Bilder von 2021 sind inzwischen nicht mehr öffentlich zugänglich.

13 https://www.tudarmstadt.de/universitaet/aktuelles_meldungen/archiv_2/2018/2018quartal2/neuesausdertueinzelansichtbreitespalte_205504.de.jsp, Zugriff 04. 06. 2024.

reichen. Es ist nicht mehr klar, wer wen gelesen hat oder beobachtet, wo Realität und Fiktion sich trennen. Vielmehr mäandern Ideen, Erfahrungen und Erkenntnisse durch verschiedene gesellschaftliche Bereiche, erlangen Verdichtungen und Überzeugungskraft oder nicht, führen entsprechend zu Gewöhnungseffekten durch Wiederholung und gegenseitige Bestätigung, oder nicht. Und es scheinen auch neue Grenzen auf. Die Komplikationen des alltäglichen Zusammenlebens mit Hubots kulminieren in der Familie der Hauptfiguren von *Echte Menschen*, als der Großvater stirbt und einen Hubot von sich selbst zum Geschenk hinterlässt. Das weitere Familienleben erweist sich mit der Einlösung dieser technologischen Fantasie eines *brain uploads* als beständige emotionale Herausforderung, weil auch dieser Hubot spürbar ein Programm abarbeitet und nicht angemessen auf alle Situation reagieren kann. So bringt die posthume Liebeserklärung des Vaters an seine Tochter diese an ihre Grenzen, weil der Effekt dieser Liebeserklärung in ihrer Einmaligkeit liegt, der Hubot sie stattdessen aber ständig wiederholt. Mit solchem vorgeführten Nicht-Funktionieren werden neue Grenzen zwischen dem gezogen, was durch Gewöhnung angeeignet und integriert werden kann und was nicht.

Posthuman otherwise

Es wäre jedoch zu kurzgefasst, wenn hier Posthumanismus nur am Verhältnis von Menschen und Technologien verhandelt würde – und hier komme ich, wie oben angekündigt, zum zweiten Teil meiner Argumentation. Was die Filme nur wenig thematisieren, sind die Verbindungen, Parallelen bzw. Gemeinsamkeiten, die die Digitalisierung zwischen Menschen mit anderen Lebewesen schafft. Deshalb werde ich im Folgenden die kulturwissenschaftliche Perspektive noch etwas weiter verkomplizieren, indem ich mich dem technologisierten Leben „in artenübergreifenden Kollaborationen“ (Bolinski/Rieger 2021) zuwende und dies an einem medialen Geflecht diskutiere, welches sich um eine Situation 2015 in der unter Walbeoachter*innen bekannten Bay Monterey entwickelt hat und das aus verschiedenen Gründen als posthuman bezeichnet werden kann. Der britische Wildlife-Dokumentarfilmer Tom Mustill hatte dort eine ganz besondere Begegnung mit einem Buckelwal, die ihn zu einem Buch bewogen hat, das 2022 im Vereinigten Königreich unter dem Titel „How to Speak Whale. A Voyage into the Future of Animal Communication“ erschienen ist. Darin hat er diese Begegnung aus verschiedenen Richtungen aufgearbeitet. Das Buch stellt für meine Argumentation ein weiteres paradigmatisches Beispiel für posthumane Gewöhnung dar. Zunächst hier die grob skizzierte Erzählung Mustills: Während er mit einer Freundin in einem Kajak saß, stieß der Buckelwal direkt neben ihnen aus dem Wasser. Die beiden Menschen wurden unter Wasser gerissen. Wie durch ein Wunder überlebten sie. Das war jedoch so unwahrscheinlich, dass Mustill zurück an Land zunächst versuchte, am gleichen Abend seine Erfahrung selbst zu begreifen: „I layed down and closed my eyes and burned the image of what had

happened into my memory so that I could never forget it“ (Mustill 2022: 11). Erst als er am anderen Tag wieder Handy-Empfang hatte und sich des Erlebten über die Berichterstattung versichern konnte, traute er sich selbst und seiner Wahrnehmung. Im Video fand er schließlich den Beweis des Geschehenen für sich selbst sowie für andere, die ihm unmittelbar nach dem Geschehen nicht geglaubt hatten. Das Video, das daraufhin Millionen von Menschen auf Bildschirmen sahen, stattete die Begegnung zwischen Mustill und dem Wal erst im Nachhinein mit einem Realitätsanker aus. Einer Biologin aus New York, die besonders auf Wale spezialisiert ist, fiel in diesem Video zudem ein seltsamer Bewegungsablauf des Wals auf. Er habe während des aus dem Wasser Stoßens seine Bahn verändert. Ihre Schlussfolgerung: „I think you two survived because the whale cared about trying not to hit you“ (Mustill 2022: 11). Diese These wurde im Folgenden heftig unter verschiedenen Expert*innen diskutiert, und Mustill war von nun an getrieben von der Idee, verstehen zu wollen, wie es sich anfühlt, ein Wal zu sein. Diese Idee führte ihn auf einen Weg in multimodales Wissen über Wale – und in eine Welt unzähliger Formen von Daten, die durch Drohnen, über Satelliten, Sonden, Sensoren, Kameras und Audiotechnik regelmäßig erhoben werden; über Zeichnungen, Touristenfotos, Datenbanken von *Citizen Scientists* bis hin zu sogenannter Künstlicher Intelligenz und Unterwasser-Robotern. Was scheinbar harmlos als *whale watching* begann, wurde zu einer komplexen und zutiefst technologisch vermittelten posthumanen Erfahrung. Bei Mustill führte dies zu der Erkenntnis, dass die innovativen Tools aktueller Technologien ganz grundlegend verändern, was im Verhältnis von Menschen und nicht-menschlichen Wesen möglich ist (Mustill 2022: 17). Hier nur einige Beispiele: Roger Payne (Mustill nennt ihn „the man who gave the whale its song“) hatte vor vielen Jahren eine Schallplatte mit Walgesängen veröffentlicht, die damals mehr Geld eingebracht hatte als jede Musikplatte. Die Platte, so schrieb er, „hooked children, teenagers and adults on whales for life; appealing not to our reason, but to our emotions“ und „gave the whale its voice in our culture“ (Mustill 2022: 28). Payne lässt sich heute täglich von diesen Walsongs wecken, die er in seinen Wecker einprogrammiert hat. Aber auch *more-than-human*-Archive sind seitdem im Entstehen. Der starke Rückgang von Walpopulationen hat dazu geführt, dass begonnen wurde, die Walgesänge zu sammeln und zu archivieren.

Wenn nun Walklänge in größerem Umfang vorliegen, drängt sich unweigerlich die Frage nach der digitalen Verwendung und Auswertung auf. Und so erstaunt es wenig, dass Mustill in seinem Parforce-Ritt durch die Technologiegeschichte der Multi-spezies-Beziehungen bei der Frage ankommt: Was wäre, wenn „KI“ in die Erforschung von Walkommunikation eingebunden würde? Denn durch Verarbeitungsmöglichkeiten von Daten, die menschlichen neuronalen Netzwerken ähnlich sind, und mithilfe ständig wachsender Datenbestände, die über *open source* zugänglich sind und auf die zurückgegriffen werden kann, eröffnen sich Möglichkeiten, deren Betrachtung sich lohnt, wenn es um technologisierte Beziehungsgeflechte geht, in denen Menschen

und nicht-menschliche Wesen beteiligt sind. Federführend arbeitet u. a. das Projekt CETI¹⁴ daran, die Kommunikation mit Pottwalen auf eine Art und Weise zu erforschen, die im besten Falle dazu führen soll, die Wale nicht nur zu verstehen, sondern ihre Kommunikation auch anwenden zu können. Schwierigkeiten wurden dabei an verschiedenen Stellen deutlich: Die Menge der vorhandenen Daten war nicht groß genug; die Qualität der Daten war durch den sogenannten *dinner party effect* und die Tatsache, dass sie nicht für den Zweck erhoben worden waren, unzureichend. Aus einer wissenschaftlichen Selbstverständlichkeit heraus betrachtet, die die menschliche Zukunft durch zunehmende Digitalisierung gestaltet sieht, sind dies jedoch Probleme, für die sich annehmen lässt, dass sie über kurz oder lang technisch lösbar sind. Die Entwicklung von CETI in den letzten Jahren zeigt, dass sich zudem immer mehr Menschen mit wissenschaftlicher Expertise für das Projekt engagieren.

Posthumanes „Wir“?

Es gäbe hier noch viel mehr über die mehr-als-menschlichen Verbindungen von Menschen und Walen zu sagen, aber mir geht es hier noch um ein letztes kulturwissenschaftliches Argument, in dem ich auf die übergreifende Vision verweise, die gesellschaftlich von äußerster Bedeutung ist: die Neudefinition eines Verständnisses des Wortes „wir“.

In Shanghai erregte 2022 der erste künstliche Hai Aufsehen.¹⁵ Und auch das öffentliche Aquarium im japanischen Nagoya hat seit einiger Zeit eine neue Attraktion: den Roboterwal der Firma Mannetron.¹⁶ Ob es sich dabei um „disruptive Technologien“ handelt, wird sich noch erweisen müssen. Aber auf jeden Fall werden auch sie begleitet durch Praktiken der Gewöhnung. Schließlich lässt sich mit Lego schon im Kindesalter lernen, wie man einen Wal baut. Und nicht nur das – sogar Mustills Erfahrung des *whale watching* kann bereits als Spielidee eingeübt werden.¹⁷

Was die Near-Future-Dramen und die Arbeit an Roboterwalen oder -haien gemeinsam haben, ist, dass sie die zunehmende Wahrscheinlichkeit vorstellbar machen, dass lebendige Wesen ihre Welten mit technologischen Kopien ihrer Spezies teilen und sie damit umgehen müssen, dass diese nicht mehr unbedingt im Sinne von „disruptiv“ zu erkennen sind. Ohne die Geschichten der einzelnen Figuren zu kennen, lässt sich in Echte Menschen kaum erkennen, wer Hubot und wer ein „ech-

14 „It was perfectly clear to me that nature was under the most appalling assaults, and most people didn't seem to know anything about it. And I thought, what could I do, if the only thing I know about is the sounds that animals make and respond to? And I thought — whales! That's what I could do.“ <https://www.projectceti.org/about>, Zugriff 13. 10. 2022.

15 <https://asianews.network/robot-shark-making-a-big-splash-in-shanghai/>, Zugriff 25.05.2024.

16 <https://www.mannetron.com/nagoya-aquarium-robotic-whale>, Zugriff 04.06.2024.

17 <https://ideas.lego.com/projects/0466e891-55cb-4722-9a46-9b19d42b87a5>, Zugriff 04.06.2024.

ter“ Mensch ist. Dies wird noch verkompliziert, indem menschliche Figuren sich im Hubot-Passing versuchen. Im Vergleich mit dem Roboter-Hai wird zudem deutlich, was ich bereits in anderen Forschungen beobachten konnte (Dietzsch 2021, 2023): Digitale Technologien verarbeiten menschliches und nicht-menschliches Leben informationstechnisch auf ähnliche Weise, und so erscheint es nur zwangsläufig, wenn nicht nur Menschen, sondern auch andere Spezies „kopiert“ werden. Es konnte hier nur angedeutet werden, was das für das Soziale bedeuten kann. Hier öffnet sich noch ein weites Feld für den empirischen Posthumanismus, wie ihn Oliwia Murawska vorschlägt.

Im Bezug auf die Strukturen der Gewöhnung, die meinen Ausgangspunkt bildeten, lässt sich zusammenfassen, dass posthumane gesellschaftliche Zusammenhänge durch zwei widersprüchliche Tendenzen charakterisiert zu sein scheinen. Während die marktgebundene, technologische Entwicklung vor allem auf Innovation als Disruption zielt, wird damit ein wichtiger Stabilitätsmechanismus von Alltag – nämlich Gewohnheit – systematisch unterlaufen. Gewöhnung muss darauf immer wieder neu ausgerichtet werden und wird vielleicht auch deshalb gerade besonders sichtbar. Near-Future-Serien führen Verstörung als alltägliche Erfahrung vor und zeigen Wege zu deren Bearbeitung auf. Sie erzeugen vorsorglich Vorstellbarkeiten, indem Unvorstellbares möglich und durch sinnvolle und erfolgreiche Einbindungen in alltägliche Praxen handhabbar zu werden scheint. Sie antizipieren Probleme oder potenzielle Konflikte und spielen modellhaft Lösungsmöglichkeiten durch. Ob und auf welche Weise Wale, Haie oder welche anderen Spezies dabei neue Verwandte im Sinne Donna Haraways „kin“ (Haraway 2015) werden und welchen Platz digitale Technologien zukünftig in den Assemblagen der Gewöhnung einnehmen, wird nicht nur davon abhängen, welche neuen Nähen und Zugänge damit möglich werden, sondern auch davon, welche Verständnisse von posthuman sich für Visionen von naher Zukunft gesellschaftlich durchzusetzen vermögen und warum.

Literatur

- Bausinger, Hermann. 1961. *Volkskultur in der technischen Welt*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Bolinski, Ina und Stefan Rieger. 2021. „Eine Lebenswelt von allen für alle: Zur Programmatik der Multispecies Communities.“ *Navigationen* 21 (1): 7–29.
- Braidotti, Rosi. 2013. *Posthumanismus: Jenseits des Menschen*. Frankfurt a. Main: Campus Verlag.
- Braidotti, Rosi. 2021. Posthumanes Wissen. *Navigationen* 21 (1): 217–241.
- Cress, Torsten, Oliwia Murawska und Annika Schlitte, Hrsg. 2023. *Posthuman? Neue Perspektiven auf Natur/Kultur*. Paderborn: Brill.
- Dietzsch, Ina. 2021. „Digitalisierung in der Landwirtschaft und Neuverhandlungen von Leben.“ In *Ländliches vielfach? Leben und Wirtschaften in erweiterten sozialen Entitäten*, hrsg. von Michaela Fenske, Arnika Peselmann und Daniel Best, 87–112. Würzburg: Verlag Königshausen & Neumann.

- Dietzsch, Ina. 2023. „Digitale Landwirtschaft untersuchen: Method(olog)ische Überlegungen zu einem neuen Forschungsfeld.“ *Hamburger Journal für Kulturanthropologie* 16 (1): 29–45.
- Dietzsch, Ina. 2024. „Humanoide Roboter: Umkämpfte Materialisierungen von Künstlicher Intelligenz.“ In *Öffentliche Diskurse um neue Technologien und die Rolle der Kulturwissenschaften*, hrsg. von Johannes Moser und Libuse Veprek, 85–108. Bielefeld: transcript.
- Funke, Gerhard. 1958. „Gewohnheit als philosophisches Problem.“ *Philosophisches Jahrbuch* 67: 327–364.
- Garfinkel, Harold. 1967. *Studies in ethnomethodology* (Social and political theory). Cambridge: Polity Press.
- Haraway, Donna. 2015. „Anthropocene, Capitalocene, Plantationocene, Chthulucene: Making Kin.“ *Environmental Humanities* (6): 159–165. <https://doi.org/10.1215/22011919-3615934>.
- Hayles, N. Katherine. 1999. *How we Became Posthuman: Virtual Bodies in Cybernetics, Literature, and Informatics*. Chicago/London: University of Chicago Press. <https://doi.org/10.7208/chicago/9780226321394.001.0001>.
- Hengartner, Thomas. 2012. „Technik – Kultur – Alltag: Technikforschung als Alltagsforschung.“ *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 106: 117–139.
- Hörning, Karl H. 2001. *Experten des Alltags: Die Wiederentdeckung des praktischen Wissens*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Housley, William. 2015. „Disruptive Technologies, Social Transformation and the Socio-Digital [Online].“ *The Sociological Review Magazine*. <https://thesociologicalreview.org/collections/digital-sociology/disruptive-technologies-social-transformation-and-the-socio-digital/>. Zugriff 04.06.2024.
- Korff, Gottfried. 1993. „Die Wonnen der Gewöhnung.“ In *Alltagskultur passé? Positionen und Perspektiven volkskundlicher Museumsarbeit*, hrsg. von Gottfried Korff und Hans-Ulrich Roller, 18–33. Tübingen: TVEKW.
- Loh, Janina. 2018. *Trans- und Posthumanismus zur Einführung*. Hamburg: Junius Verlag.
- Murawska, Oliwia. 2023. „Empirischer Posthumanismus: Wir sind schon immer posthuman gewesen.“ *Zeitschrift für empirische Kulturwissenschaft* 119 (2): 223–246. <https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.05>.
- Mustill, Tom. 2023. *How to Speak Whale: A Voyage into the Future of Animal Communication*. London: William Collins.
- Strengers, Yolande und Jenny Kennedy. 2020. *The Smart Wife: Why Siri, Alexa, and Other Smart Home Devices Need a Feminist Reboot*. Cambridge und London: The MIT Press. <https://doi.org/10.7551/mitpress/12482.001.0001>.
- Volbers, Jörg. 2018. „Gewohnheit.“ In *Handbuch Pragmatismus*, hrsg. von Michael G. Festl, 101–107. Stuttgart: J.B. Metzler. https://doi.org/10.1007/978-3-476-04557-7_14.

Friederike Faust, Carmen Grimm, Beate Binder, Jérémy Geeraert, Todd Sekuler

Crimscapes

Kulturanthropologische Perspektiven auf Politiken der Kriminalisierung

Friederike Faust, Carmen Grimm, Beate Binder, Jérémy Geeraert, Todd Sekuler
Crimscapes: Cultural Anthropological Perspectives on the Politics of Criminalisation

Abstract: At the end of the last century, criminalisation has become a globally accepted mode of governing social problems. Using two policy fields, sea rescue in the Mediterranean and combating hate speech on the internet, we propose a cultural anthropological perspective on the punitive turn and the politics of criminalisation. Using the concept of crimscapes, we describe the dynamic landscapes that unfold around criminal justice interventions, in which new figures of threat and vulnerability emerge, moral orders are restructured and new constellations of actors and practices are brought to the fore. By relating different policy fields, understood as local articulations of global dynamics of criminalisation, the concept also points to the ambivalences of this policy, which can also have an enabling and protective effect alongside exclusionary, stratifying and punitive effects. This underlines the need for critical cultural anthropological research that highlights the ambivalences and contradictions of criminalisation and contributes to an informed critique that is not based solely on normative evaluations, but can also draw attention to unintended effects and contradictions in political debates.

Keywords: Criminalisation, Punishment, Anthropology of Policy, Legal Anthropology, Search & Rescue, Hate Speech

Im März 2018 verbot der damalige italienische Innenminister Matteo Salvini Schiffe, die zur Rettung geflüchteter Menschen im Mittelmeer unterwegs waren, die Einfahrt in italienische Häfen. Kurz darauf folgte die maltesische Regierung dieser Entscheidung. In der Folge wurden Seenotrettungsschiffe, die Häfen ohne Genehmigung anliefen, oft für mehrere Monate, teils für Jahre festgehalten. Flankiert und gesellschaftlich legitimiert wird die Kriminalisierung humanitärer Hilfe, indem die Besatzungen als Schmuggler oder deren Kollaborateur:innen figuriert werden, vor denen es die Festung Europa, vor allem aber Migrant:innen selbst zu schützen gelte.

Etwa zeitgleich wurde auf bundesdeutscher wie EU-Ebene das Vorgehen gegen Hassrede im Internet intensiviert. In Deutschland sind Online-Plattformen mit mehr als zwei Millionen Nutzer:innen gesetzlich verpflichtet, strafbare Postings umgehend zu identifizieren und zu entfernen. Die ergriffenen Maßnahmen können als Reaktionen auf eine Serie von hasserfüllten Gewalttaten in den USA, Deutschland und

anderen westeuropäischen Ländern verstanden werden. In deren Folge wird Hassrede als Ursache für Gewalt eingeschätzt und als ernst zu nehmende Bedrohung für liberale Demokratien wahrgenommen, da sie Bürgerbeteiligung und demokratische Meinungsbildungsprozesse hemmt und soziale Gleichheit bedroht.

Die beiden Beispiele – der Kampf gegen Seenotrettung und gegen Hassrede im Internet – folgen zwar unterschiedlichen Logiken, wie wir im Folgenden genauer zeigen werden, verweisen aber auf eine übergreifende Dynamik, die wir in unserem Forschungsprojekt „CrimScapes: Navigating citizenship through European landscapes of criminalisation“ untersucht haben.¹ In diesem Beitrag schlagen wir eine kulturanthropologische Perspektive auf Politiken der Kriminalisierung vor, die unterschiedliche Politikfelder zueinander in Beziehung setzt. Unsere These ist, dass die Zusammenschau ethnografischer Fallstudien es ermöglicht, die widersprüchlichen Dynamiken und Effekte eines Regierens durch Kriminalisierung in ihrer lokalen Situiertheit wie ihren globalen Verflechtungen sichtbar zu machen. Die vorgeschlagene Herangehensweise vermag zu zeigen, wie und mit welchen Folgen Politiken der Kriminalisierung Akteur:innen, Materialitäten und moralische und rechtliche Ordnungen re-arrangieren. Geschaffen werden auf diese Weise *crimscapes* – Landschaften der Kriminalisierung, in denen Überwachung, Kontrolle und Strafe schwer zu bewältigende Alltagswelten hervorbringen. Wir werden zunächst erläutern, was es bedeutet, von Kriminalisierung als (neuem) Modus des Regierens zu sprechen, und daran anschließend eine kulturanthropologische Perspektive auf Kriminalisierung vorstellen. Im Weiteren werden wir anhand der eingangs eingeführten Fallbeispiele ausschnitthaft die Umsetzung dieses Ansatzes vorführen, um zum Schluss die widersprüchlichen und ambivalenten Logiken der neuen Regierungsstrategie sowie Möglichkeiten einer feldbezogenen Kritik übergreifend zu diskutieren.

1 „CrimScapes: Navigating citizenship through European landscapes of criminalisation“ wurde durch das NORFACE Joint Research Programme „Democratic governance in a turbulent age“ innerhalb von Horizon 2020 gefördert, ko-finanziert durch: Agence nationale de la recherche, Deutsche Forschungsgemeinschaft, Research Council of Finland und National Science Centre, Poland. Das internationale Team forschte neben den beiden hier diskutierten Feldern zum Frauenstrafvollzug und zur Ersatzfreiheitsstrafe in Deutschland, zum Umgang mit HIV/AIDS in Finnland sowie zu Abtreibung, Drogenkonsum und Sexarbeit von Migrant:innen in Polen (www.crimscapes.de). Danken möchten wir an dieser Stelle unseren Kolleg:innen Agata Dziuban, Justyna Struzik, Agata Chelstowska, Juulia Kela, Salla Sariola, Tiia Sudenkaarne und Mathilde Darley für die gemeinsame Projektarbeit sowie unseren außeruniversitären Kooperationspartnern für ihre Unterstützung. Außerdem bedanken wir uns herzlich bei den zwei anonymen Reviewer:innen für konstruktive Anregungen zu diesem Artikel.

Kriminalisierung als (neuer) Modus des Regierens

Ausgangspunkt unseres transnationalen Projekts war die Beobachtung, dass seit den 1970er-Jahren ein „Zeitalter des Strafens“ (Fassin 2018) eingeläutet wurde. Eine repressive Kriminalpolitik, getrieben von einer neuen Phänomenologie der Angst, hat sich, so Comaroff und Comaroff (2016), von ihrem Epizentrum in den USA global ausgebreitet. Angestoßen vom neoliberalen Umbau des Staates wird der Sozialstaat sukzessive von einem strafenden Staat durchdrungen. Soziale Probleme werden seither vermehrt von Polizei, Gerichten und Gefängnissen bearbeitet – mit der Folge, dass vor allem ökonomisch schwache und rassifizierte Personengruppen in restriktiver Weise regiert werden (Hall et al. 2017; Wacquant 2000, 2009). So werden Regierungs- und Disziplinierungsstrategien fortgeführt, die in Kolonialismus, Sklaverei und Industrialisierung wurzeln (Gruber 2021; Laufenberg/Thompson 2021; Vitale 2017). Sozialwissenschaftler:innen identifizierten den von den USA ausgehenden „punitive turn“ (Young 2003) sowie die damit einhergehende „Kultur der Kontrolle“ (Garland 2001) auch in Frankreich (Fassin 2018) und Deutschland (Hess et al. 2007).²

Die neue, politische Lager überbrückende Pönologie begegnet abweichendem Verhalten mittels Responsibilisierung, Vergeltung, Unschädlichmachung und Versicherheitlichung. Orchestriert wird sie durch verwaltungstechnisch und versicherungsmathematisch begründete Risikoberechnungen, die Kriminalität zu verwalten suchen, statt sie in ihren Ursachen zu bekämpfen (Feeley/Simon 1992). Im Zuge dessen werden Tätertypen, soziale Gruppen, Gelegenheiten und Räume mithilfe von algorithmisch gesteuerter Polizeiarbeit und antizipierender Gefahrenanalysen poliziert. Aus dem Blick geraten die Straftäter:innen selbst, ihre biografischen und sozioökonomischen Umstände und entsprechende Möglichkeiten der Resozialisierung (Belina 2018; Feeley/Simon 1992).³ Die Politik der Kriminalisierung umfasst somit weit mehr als eine bloße Reform der Justiz- und Sozialpolitik. Sie markiert eine grundlegende Verschiebung in der sozialen, ökonomischen, politischen, rechtlichen, ethischen und kulturellen Ordnung (Comaroff/Comaroff 2016: xv). Erschwert wird eine gesamtgesellschaftliche Auseinandersetzung mit alternativen Konzepten sozialer oder transformativer Gerechtigkeit sowie mit abolitionistischen Ansätzen (Loick/Thompson 2022). „Governing through crime“ (Simon 2007) kann in dieser

- 2 Die kriminologischen Befunde zu einer punitiven Wende in Deutschland sind uneindeutig, vor allem aufgrund der Vielzahl möglicher Indikatoren, die zur Messung herangezogen werden können. So gehen in Deutschland die Gefangenenzahlen zurück und die Einstellungen der Justiz sind nicht punitiver geworden. Zugleich wurden immer neue Straftatbestände eingeführt und Kontrolle und Überwachung v. a. im Bereich der Prävention ausgedehnt (Schlepper 2014).
- 3 In der BRD wurde Resozialisierung erst in den 1970er-Jahren im Zuge der großen Strafrechtsreform zum primären Vollzugsziel erklärt und löste damit den Sühne- und Vergeltungscharakter des Strafrechts ab (Ramsbrock 2020). Anders als in den USA wurde das Primat der Resozialisierung in der Folgezeit immer wieder durch das Bundesverfassungsgericht gestärkt.

spezifischen Konstellation als neuer Regierungsmodus bezeichnet werden, zumal Kriminalität auch zur Referenzgröße geworden ist, mit der Bürger:innen ihre Regierungen und Mitbürger:innen anrufen, kritisieren und in die Pflicht nehmen. Comaroff und Comaroff schlussfolgern daher, dass Kriminalität (sbekämpfung) inzwischen zu „*the metaphysical optic by means of which people across the planet understand and act upon their worlds*“ geworden sei (2016: 8, Hervorhebung im Original).

Entsprechend hat sich auch ethnografische Forschung in jüngster Zeit vermehrt den Praktiken des Strafens (Bens 2022; Clarke 2019; Fassin 2017a; Sieferle 2021, 2023), Kriminalisierens (Chetstowska/Ignaciuk 2023), Polizierens (Beek et al. 2023; Fassin 2017b; Leser 2020; Sausdal 2021; Schmidt 2022), der Überwachung (Eisch-Angus 2018), des Vigilantismus (Ivasiuc 2022; Pratten/Sen 2007; Sekuler 2024) und der (privatisierten) Versicherheitlichung (Diphooorn 2015; Schwell/Eisch-Angus 2018) zugewendet. Beschrieben und in ihren Effekten kritisch diskutiert werden in diesen Studien die repressiven, grenzziehenden, subjektivierenden und stratifizierenden Effekte von Kriminalisierung.

Neben solchen Analysen, die auf Punitivität und Sicherheit fokussieren, stellen andere Arbeiten, vor allem aus den Gender und Queer Studies, die doppelte Dynamik von Recht als restringierend und befähigend ins Zentrum, indem sie an einem Widerspruch ansetzen (Dave 2012): Einerseits war die feministische Kritik an der Strafjustiz und deren impliziten Gendernormen, an Vorstellungen von privat/öffentlich und an Vergewaltigungsmythen in dem Sinne erfolgreich, als dass sie etwa zur Erweiterung von Sexualstraftatbeständen und zur Sensibilisierung für Geschlechterungleichheit beigetragen hat (Crenshaw 1991; Kotiswaran 2014; Schulhofer 1995). Andererseits bleiben die Versuche, mittels Staat und Strafrecht Geschlechtergerechtigkeit und Gewaltschutz zu erwirken, in den staatlichen und damit auch patriarchalen Logiken gefangen, in denen diese Institutionen verankert sind (Brown 1995). Auch in Feldern queerer Politik wurde diese Widersprüchlichkeit aufgezeigt, da Versuche, mittels Strafrecht, Schutz und Ermächtigung zu erlangen, zugleich gendernormative und rassifizierte Imaginationen von Täterschaft und Opfer perpetuieren können (Donovan/Barnes 2018; Haritaworn 2010). Gegen Formen der Komplizenschaft, die feministischer und queerer Aktivismus mit dem strafenden Staat eingeht (Bernstein 2012; Haley et al. 2019), wird argumentiert, dass durch strafrechtsbasierte Politiken sexistische und rassistische Straf- und Polizierweisen eher gestärkt (Gruber 2009), zudem vor Gericht heteronormative Geschlechterdynamiken gefestigt werden (Hlavka/Mulla 2021; Smart 1989). Darüber hinaus führe die Übersetzung politischer Forderungen aus Bewegungskontexten in Strafrecht dazu, dass rechtliche Logiken die Vorstellungen und Werte sozialer Bewegungen überschreiben und verschieben (Smart 1989). Zwar eröffnet das Recht, Rechte zu haben, Handlungsräume, verändert Anerkennungsregime und kann emanzipatorisches Potenzial entfalten. Doch letztlich bieten die im Recht bereitgestellten, grundsätzlich eindimensiona-

len Subjektpositionen die alleinigen Bezugspunkte der Klage, wodurch bestehende Differenzrelationen stabilisiert werden und intersektional verwobene Ungleichheitsregime unberücksichtigt bleiben (Brown 2011: 457–469). Ausgehend von dieser Ambivalenz meinen wir, dass (straf-)rechtsbasierte Politiken nicht generell zurückgewiesen werden, sondern zunächst die Effekte und das *Wie* des Engagements mit Recht genauer in den Blick genommen werden sollten, um die staatliche Vereinnahmung und Engführung emanzipatorischer und transformativer Bestrebungen differenzierter beurteilen zu können (Haley et al. 2019; Terwiel 2020).

Unsere Untersuchung unterschiedlicher Felder der Kriminalisierung knüpft hieran an. Wir folgen zunächst dem Befund, dass Politiken der Kriminalisierung weit verbreitet und transnational verflochten sind, warnen aber zugleich vor einer generalisierenden Beurteilung, da diese riskiert, Partikularitäten, Widersprüche, transformatorische Potenziale und Leerstellen zu übersehen (Schultheis 2020). Mit der analytischen Relationierung unterschiedlicher Felder der Kriminalisierung beharren wir auf einer ethnografisch fundierten Betrachtung, um die Effekte dieses ambivalenten Regierungsmodus in seiner Komplexität aufzuzeigen. Auf diese Weise können auch jene strafjustiziellen Bestrebungen und aktivistischen Mobilisierungen verstanden werden, die strafende und sanktionierende Effekte in Kauf nehmen, um Schutz und Emanzipation für bestimmte Subjekte zu erlangen. Nicht zuletzt erlaubt diese Herangehensweise, die Situiertheit globaler Politiken deutlich zu machen. Denn *dass* Politiken der Punitivität und Kriminalisierung globale Verbreitung und gesellschaftliche Resonanz gefunden haben, erscheint uns unbestreitbar. *Wie* sie sich lokal ausgestalten, bleibt jedoch eine empirisch offene Frage. Wir werden nun erst das von uns entwickelte Konzept *crimsapes* genauer vorstellen, bevor wir auf die beiden eingangs eingeführten Politik- und Forschungsfelder Seenotrettung und Hass im Internet eingehen, die wir abschließend in der Zusammenschau diskutieren.

Crimsapes: Landschaften der Kriminalisierung ethnografieren

Kriminalisierung umfasst unserem breit angelegten Verständnis nach neben der Ausdehnung und Intensivierung des Strafrechts, der Polizeiarbeit und der Strafjustiz auch die Produktion von Kriminalitätsfiguren (Geeraert et al. 2024), die Restrukturierung moralischer Ordnungen und die Herstellung von Gefühlen der Verletzbarkeit und Bedrohung. Dieser Blick ist inspiriert von der *anthropology of policy* (Binder 2014; Shore et al. 2011), die überzeugend argumentiert, Politiken nicht als eindimensionale Top-down-Prozesse zu verstehen. Das gilt auch für rechtsbezogene Politiken und staatliche Strategien des Regierens: Erst indem die mannigfachen Wege, die Politiken in sozialen Welten nehmen, in den Blick genommen werden, kann nachgezeichnet werden, wie unterschiedliche Akteur:innen diese Politiken im Alltag interpretieren und in konkrete Praktiken übersetzen. Es kann gezeigt werden, wie sich Maßnahmen der Kriminalisierung artikulieren, mit welchen Legitimationsstra-

tegien auf (auch rechtsbezogene) Politiken hingewirkt wird oder diese selbst, wie im Fall des Vigilantismus (Sekuler 2024), erzeugt werden.

In Anbetracht gesellschaftlicher Straflust, medial perpetuierter Kriminalitätsfurcht, einem wachsenden Markt für Sicherheitstechnologien und -dienstleistungen sowie zivilgesellschaftlicher Rufe nach Schutz durch staatliche Kontrolle fassen wir Kriminalisierung als weit mehr als die von ‚oben‘ beschlossene Ausdehnung und Intensivierung der Strafjustiz. Zusammengehalten werden die rechtlichen, politischen, ökonomischen, medialen und gesellschaftlichen Prozesse durch Infrastrukturen und Imaginationen des Il/Legalen. Sie finden zudem Ausdruck in der Durchdringung der Alltagssprache mit einem strafrechtlichen Vokabular (Valverde 2003) und der Gleichsetzung von Gerechtigkeit mit (gesprochenem) Recht (Clarke 2019).

Aus der *anthropology of policy* wie aus den *feminist legal studies* übernehmen wir die Überlegung, dass Politiken der Kriminalisierung selbst produktiv sind und den Umgang mit dem Nicht-Erwünschten präfigurieren (Baer/Elsuni 2021; Binder 2021; Shore et al. 2011). Sie beziehen sich auf und schaffen zugleich neue Subjektpositionen wie auch Figuren der Bedrohung und Schutzbedürftigkeit – unter den Paradigmen der Sicherheit und Prävention, die (straf-)rechtliches Eingreifen legitimieren (Schwell 2015). Kriminalisierung ist damit stets (auch) ein Aushandeln der legitimen Mitgliedschaft in politischen Gemeinschaften. (Potenzielle) Straftäter:innen und kriminalisierte Menschen stellen nicht bloß eine Bedrohung für andere Menschen, Eigentum oder eine abstrakte Allgemeinheit dar, sondern bilden aufgrund ihres Potenzials, die Grenzen des Akzeptablen zu überschreiten, auch eine epistemische Gefahr für moralische Ordnungen (Dziuban et al. 2022).

Anschließend an Appadurais (1996) globalisierungstheoretische Konzeption globaler Flüsse verweist das Suffix *-scape(s)* darauf, dass globale Dynamiken stets im Lokalen in Form situierter Assemblagen produziert werden. Auch Landschaften der Kriminalisierung erstrecken sich über verschiedene gesellschaftspolitische Ebenen, von Nachbarschaften über NGOs und private Unternehmen bis hin zu staatlichen und transnationalen Institutionen, sowie über unterschiedliche Politikfelder.⁴ *Crimscapes* ist einerseits als ein dynamisches globales Gefüge zu denken, das sich andererseits in Form vielzähliger lokaler Ausprägungen – *crimscapes* im Plural – um konkrete Anliegen, wie Hassrede oder Seenotrettung, artikuliert und in diesen zugleich hergestellt wird.⁵ Das Konzept *crimscapes* ermöglicht damit, jenem Arbeitsauftrag nach-

4 Eine Anthropologie der Kriminalisierung erfordert also methodische Mobilität über nationale Grenzen hinweg, wodurch auch ein methodologischer Nationalismus verhindert wird (Sausdal/Vigh 2019: 7), der rechtsbezogenen Untersuchungen oft unterlegt ist.

5 Das Konzept *crimscapes* wurde gemeinsam mit einigen unserer europäischen Partner:innen im Projekt „CrimScapes“ entwickelt. Konkret tragen Beate Binder, Lina Bonde, Agata Dziuban, Friederike Faust, Jérémy Geeraert, Todd Sekuler und Justyna Struzik die Autor:innenschaft dieses Konzepts.

zukommen, den Sausdal und Vigh (2019: 7) für eine anthropologische Kriminologie formuliert haben: gleichzeitig die Partikularität konkreter Formen der Rechtsverletzung, -setzung und -durchsetzung zu erfassen und diese als Artikulationen größerer gesellschaftlicher Problematiken zu verstehen. Damit wird, wie wir im Folgenden anhand der Seenotrettung und der Hassrede zeigen werden, der Blick frei für die Vielzahl an Praktiken, mit denen unterschiedliche Akteur:innen(-gruppen), von Jurist:innen und Verwaltungsbeamt:innen über Polizei und Sicherheitsdienste bis hin zu besorgten Bürger:innen und kriminalisierten Personen, diese Politik zum Leben erwecken, sie anpassen, umgestalten und zu umgehen versuchen, auf diese Weisen täglich (durch) die Landschaft navigieren und dabei globale Politiken hervorbringen und mitgestalten.

Seenotrettung, oder: die Schaffung einer feindlichen Umgebung

2022 spitzte sich der migrationspolitische Konflikt innerhalb der EU erneut zu, und am 12. November forderten Italien, Malta und Zypern in einem gemeinsamen Schreiben schließlich ein entschlossenes Vorgehen gegen die zivile Seenotrettung. Das straf- und verwaltungsrechtliche Vorgehen gegen Seenotrettung hat sich inzwischen als Drohmittel etabliert, um sich gegen eine als unfair empfundene Verteilung von Geflüchteten zu wehren.⁶ Auf Kosten der Leben von tausenden Migrant:innen werden regelmäßig Einfahrverbote in Häfen erlassen, die ebenso regelmäßig zu Rechtsbrüchen durch diejenigen führen, die sich diesen Verboten aus humanitären Gründen widersetzen (Statewatch 2020). Deutlich wird hier, wie eng Seenotrettung mit zentralen EU-Politiken und -Prinzipien verflochten ist: Nicht nur stellt die Kriminalisierung der Seenotrettung ein wesentliches Element in der Praxis europäischer Migrations- und Grenzpolitik dar, über sie wird auch die europäische Zusammenarbeit und die Verteilung von Pflichten und Lasten problematisiert. Wir zeigen im Folgenden, wie um die strafrechtliche Verhinderung von Seenotrettung ein höchst umkämpftes und damit dynamisches Gefüge entstanden ist, in dem sich unterschiedliche Rechtsgebiete, politische Interessen und ökonomische Rationalitäten kreuzen. Über die Regierungslogiken hinaus erstreckt sich dieses Gefüge über verschiedene gesellschaftliche Ebenen, wie ein Blick auf das Handeln von NGOs und Geflüchteten sowie sich anschließenden politischen und rechtlichen Reaktionen zeigt. Wir argumentieren, dass sich dabei eine feindliche Umgebung bildet, die einerseits das Agieren

6 Die Analyse basiert auf Daten einer Feldforschung, die zwischen September 2019 und Februar 2024 durchgeführt wurde. Zum methodischen Einsatz kamen dabei eine sechswöchige teilnehmende Beobachtung bei einer Seenotrettungsorganisation, 26 Interviews mit Aktivist:innen verschiedener Organisationen, die Migrant:innen an den europäischen Außengrenzen unterstützen, und Gespräche mit Vertreter:innen öffentlicher Institutionen (Frontex, spanisches Verkehrsministerium).

für Seenotretter:innen wie auch für in Seenot Geratene erschwert, andererseits aber auch zur Heroisierung und Unterstützung der ‚Retter:innen‘ beiträgt.

Als im Oktober 2013 zwei Schiffsunglücke innerhalb weniger Tage zum Tod von mehr als 600 Migrant:innen führten, riefen Medien und NGOs eine humanitäre Krise im Mittelmeer aus (Cuttitta 2017). Ab diesem Zeitpunkt konnte das Sterben im Mittelmeer nicht länger ignoriert werden. Medial perpetuierte Bilder, wie das des ertrunkenen syrischen Jungen Alan Kurdi, hoben die Verletzbarkeit der Migrant:innen hervor. Damit wurde Seenotrettung (wie auch die gesamte europäische Migrationspolitik) nicht nur als technisches, (see-)rechtliches und politisches, sondern zugleich als ethisches Thema verhandelbar. Die Rahmung dieser Ereignisse als humanitäre Krise verlangte eine institutionelle Antwort, die kurz darauf unter dem Credo der Humanitarisierung der Grenzpolitik folgte (Aas/Gundhus 2015; De Lauri 2018): Bereits wenige Tage nach den Schiffsunglücken startete die damalige italienische Regierung die Operation Mare Nostrum mit dem primären Ziel der Seenotrettung. 2015 folgten zivile Organisationen mit sogenannten Search&Rescue-Aktivitäten (S&R). Doch schon bald gab es politischen Gegenwind: Die europäische Agentur Frontex warf Italien und der Operation Mare Nostrum vor, mit der Rettung in Seenot geratener Menschen als Pull-Faktor für irreguläre Migration zu fungieren (Cuttitta 2018). Obwohl diese Behauptung inzwischen faktisch entkräftet wurde (Cusumano/Villa 2021), dient sie weiterhin als zentrales Argument für die rechtliche und politische Reglementierung von ziviler Seenotrettung. Diese Sicht der Lage schließt nicht nur an konservative und rechte Imaginationen der Bedrohung durch (illegalisierte) Migration an, sondern gliedert den politischen Umgang mit Seenotrettung auch in die Versuche ein, Migration durch Kriminalisierung zu verhindern. Mittels *frame-jacking*, also der Aneignung bestimmter Menschenrechtsdiskurse zu entgegengesetzten, anti-emanzipatorischen Zwecken (Bob 2012; Cusumano/Bell 2021), erlaubt sie auch die Übernahme des von der Seenotrettung selbst geschaffenen Legitimationsrahmens des Humanitarismus und der Vulnerabilität: Durch die Vergleiche mit Schleuser:innen und Menschenhändler:innen bzw. durch die Unterstellung der Zusammenarbeit mit diesen wird Seenotrettung selbst demoralisiert und als eine Bedrohung für das Leben geflüchteter Menschen darstellbar.

Mare Nostrum wurde nach einem knappen Jahr durch die Operation Triton unter Leitung von Frontex ersetzt. Triton verfügt nicht mehr über ein explizites Mandat zur Seenotrettung, sondern soll Grenzen sichern und Schleuseraktivitäten bekämpfen. Flankiert wird Triton durch weitere Maßnahmen, die die humanitäre Krise vorgeblich bekämpfen, dabei jedoch die Abschreckungs- und Abschottungspolitik stärken, etwa indem Abkommen mit EU-Nachbarländern geschlossen werden. Die Diskursverschiebungen und neuen institutionellen und rechtlichen Arrangements auf nationaler und europäischer Ebene haben dazu beigetragen, die europäische Abschreckungs-

politik als Lösungsansatz für die humanitäre Krise weiter zu plausibilisieren und zu installieren, und damit den Weg für die Kriminalisierung der S&R-Aktivitäten geebnet.

Allerdings ist Seenotrettung eine im internationalen Recht verankerte Pflicht und deshalb nicht strafbar. Die Verhinderung und Pönalisierung erfolgt vielmehr indirekt durch die Schaffung einer feindlichen Umgebung: Kontrolle und Überwachung werden mittels vielfältiger Praktiken kontinuierlich intensiviert und dringen in immer weitere Bereiche und soziale Interaktionen vor (Edmond-Pettitt 2018). Zu diesen Praktiken zählt, wie eingangs erwähnt, die sekundäre Kriminalisierung: Unmittelbar mit der Seenotrettung verknüpfte Praktiken und Sachverhalte werden unter Strafe gestellt, etwa die unerlaubte Einfahrt in sichere Häfen. Auch die vom ehemaligen deutschen Verkehrsminister Andreas Scheuer 2020 erlassenen neuen Sicherheitsvorschriften für Sportboote gehören hierzu. Für deutsche NGOs, die den Großteil der S&R-Aktivitäten im Mittelmeer durchführen und dafür eben solche Sportboote nutzen, waren diese Vorschriften zunächst kaum zu erfüllen, sodass sie die Häfen nicht mehr verlassen konnten, ohne ordnungsrechtliche Konsequenzen fürchten zu müssen. Die Ausdehnung punitiver Logik in andere rechtliche und gesellschaftliche Bereiche, wie der Sportbootverordnung, führt zu der Entstehung dessen, was Beckett und Murakawa (2012) als „shadow carceral state“ bezeichnen: die Ausweitung strafenden Handelns über Strafrecht, Gerichte und Gefängnisse hinaus mittels „institutioneller Annexion“ (Beckett/Murakawa 2012: 222) und „legaler Hybridität“ (ebd.: 232). Dies umfasst z. B. zivilrechtliche und administrative Prozeduren, die in Haftstrafen münden können, die Schaffung zivilrechtlicher ‚Alternativen‘ für als ungültig erklärte strafrechtliche Vorschriften oder die Einbeziehung des Strafrechts in verwaltungsrechtliche Verfahren in einer Weise, die die staatliche Strafverfolgungsgewalt stärkt. Die Punitivität wird auf diesen (Um-)Wegen nur noch schwer als solche erkennbar, wie folgender Ausschnitt aus einem Interview von Jérémy Geeraert mit einer Anwältin einer deutschen S&R NGO verdeutlicht:

„Erkläre das den Leuten erstmal, was genau da passiert ist. Das ist halt superkomplex, versteckt in irgendeiner Verordnung [...]. Sicher, es klingt erstmal gut, Sicherheitsstandards an NGO-Schiffen sollen sich erhöhen. [...] Aber dass das als Werkzeug benutzt wird, um die Tätigkeit an sich zu verhindern, das muss man... da braucht man erstmal einen Zeitungsartikel, der irgendwie einen gewissen Absatz hat, damit man das erklärt.“ (Anwältin einer deutschen S&R-NGO, März 2022)

Es ist also nicht nur die rechtliche, administrative und praktische Be- und Verhinderung von mit Seenotrettung verknüpften Praktiken, sondern auch die Etablierung diskursiv-moralischer und semiotisch-materieller Rahmen, hier die ‚Sicherheit auf NGO-Booten‘, die die Seenotrettung in den Bereich der strafbaren Handlungen rückt und zugleich diesen Akt der Kriminalisierung verdunkelt.

Eine zweite Praktik, eine feindliche, verhindernde Umgebung zu etablieren, zeigt sich bei der näheren Betrachtung tatsächlich angeregter Strafverfahren. Auffallend an den Prozessen, beispielsweise gegen das unerlaubte Einfahren in Häfen, ist, dass sie in Hinblick auf Verurteilung und Bestrafung nur selten erfolgreich sind; die meisten Strafverfahren gegen Aktivist:innen endeten mit Freisprüchen (Statewatch 2020). Trotz erfolgloser Verfahren erschwert und verhindert die Mobilisierung der Strafjustiz die Seenotrettung. Erstens etablieren selbst erfolglose Verfahren assoziative Verbindungen zur Illegalität. Durch ihre mediale und öffentliche Thematisierung wird Seenotrettung mit Imaginationen des Illegalen und Kriminellen verflochten – obwohl sie de jure legal ist (Cusumano/Bell 2021). Zweitens unterbinden langjährige gerichtliche Prozesse und die zeitweilige Konfiszierung der Schiffe de facto deren Einsatz im Mittelmeer für mehrere Jahre und fungieren zugleich als Zermürbungstaktik, wie die Anwältin erklärte:

„Ob [die Kriminalisierung der Seenotrettung, Anm. JG] moralisch richtig ist, ist nicht immer die Frage, oder ob das dann letztendlich vor Gerichten standhält, ist auch nicht die Frage, sondern die Frage ist, wie viel nimmt das weg von der Person, die da mit drin ist, die das gemacht hat davor, wie sehr wird die dadurch abgefickt und macht die Arbeit nicht mehr. Das ist das einzige Ziel von Repression.“ (Anwältin einer deutschen S&R-NGO, März 2022)

Strafprozesse, selbst wenn sie nicht mit einer strafrechtlichen Verurteilung enden, behindern die angeklagte Gruppe und ihr Handeln, etwa indem sie zermürben, Angst verbreiten, finanzielle Mittel reduzieren und materielle Ressourcen konfiszieren. Wird Kriminalisierung von S&R als eine feindliche Umgebung bzw. Landschaft verstanden, so kann sie – über bloße strafrechtliche Verfahren hinaus – als komplexes Gefüge aus Politiken, Rechten, Praktiken, Diskursen, Figuren und Imaginationen verstanden werden.

Aufgrund der vielen und sich häufig ändernden Rechts- und Verordnungsvorschriften zeigt sich diese Landschaft als besonders komplex *und* dynamisch. Die bereits angedeutete Vielzahl an relevanten Verordnungen und Gesetzen wird dadurch multipliziert, dass sich Seenotrettung auch geografisch in mehreren Rechtsräumen bewegt und neben den unterschiedlichen nationalen Gesetzen auch internationales und EU-Recht tangiert. Die nur schwer zu durchschauende Komplexität wird durch die schnelle Veränderung rechtlicher Regulierungen potenziert. So wurde die Verordnung des deutschen Verkehrsministers aufgrund einer Gegenklage von einer NGO zwar wieder zurückgenommen, doch folgte kurze Zeit später eine italienische Gesetzesinitiative mit neuen Auflagen:

„In Italien ist jetzt die Rechtsauffassung, dass die Boote, die du benutzt, um zielgerichtet Menschen zu retten, so ausgestattet sein müssen wie ein Boot, was genauso viele Passagiere registriert hat. Das heißt also, wenn ich 800 Menschen retten will,

dann brauch' ich ein Kreuzfahrtschiff [*ironisch*].“ (Interview mit dem Vorstand einer deutschen S&R-NGO, April 2021)

Landschaften der Kriminalisierung können permanent in Veränderung begriffen sein und damit als unsichere und unberechenbare Umgebungen wahrgenommen werden, in denen die Möglichkeiten für zukünftiges Handeln ungewiss sind. Die Etablierung von Handlungsrouninen ist daher kaum möglich.

Undurchsichtigkeit und Veränderlichkeit der rechtlichen Landschaft führen dazu, dass NGOs und Aktivist:innen permanent ihre Praxis und Strategien erproben, anpassen und neu justieren müssen, um ihre Ziele weiterhin verfolgen zu können. Aber sie agieren nicht nur re-aktiv. Wie die oben erwähnte Gegenklage gegen die deutsche Sportbootverordnung deutlich macht, sind sie selbst aktiv daran beteiligt, die Landschaft mitzugestalten und in die feindliche Umgebung zu intervenieren, etwa indem bestimmte Kriminalisierungsstrategien direkt infrage gestellt oder sogar angeeignet werden. Besonders deutlich wird letztere Taktik an dem medial viel beachteten Prozess gegen die Kapitänin der Seawatch 3, Carola Rackete. So berichtet der Vorstand einer kleinen deutschen S&R-NGO, wie der Prozess unerwartete positive Effekte für ihre Arbeit in dem Sinne entfaltete, dass Kriminalisierung delegitimiert werden konnte und sich ihnen neue Handlungsoptionen eröffneten:

„Ja, das ist relativ verständlich und normal, [...] also wie Medien halt so funktionieren, die brauchen halt Protagonisten, und die Carola Rackete war sehr praktisch, weil die ist nicht so dumm, und ist eine Frau, und das hat natürlich viele Vorteile. Also gerade für die ARD war das schon ein Glücksfall, also medial. [...] Und das ist natürlich sehr schön für Spendensammlung zu machen und sowas, also das hat natürlich Vorteile. [...] Es ist dann günstig, wenn wir das kontrollieren können, dann ist es sehr gut, weil du hast dann einen Protagonisten oder eine Protagonistin, und ich würde das auch selber machen.“ (Interview mit dem Vorstand einer deutschen S&R-NGO, April 2021)

Vor dem Hintergrund des hohen moralischen Kapitals der Aktivist:innen, akquiriert durch den von ihnen kontinuierlich verteidigten Menschenrechts- und Humanitarismuskurs und der Sympathie vieler großer Medien, gelingt es Aktivist:innen, nicht nur Spendengelder und damit wichtige Ressourcen einzuwerben. Sie schaffen es auch, der von der Gegenseite entworfenen Figur des:der Seentretter:in als Schmuggler:in eine neue soziale Figur entgegenzuhalten, nämlich die der:des kriminellen Held:in (Geeraert 2024). Diese Figur vermag eine alternative moralische Ordnung zu stärken, die auf den Prinzipien der Solidarität und der Verteidigung der Menschenrechte beruht und an den Topos des zivilen Ungehorsams anschließt. Die kriminellen Held:innen werden als mutige und ethisch motivierte Bürger:innen dargestellt. In ihrem Kampf für Gerechtigkeit und für Menschen in Not sind sie bereit, Regeln oder Gesetze zu brechen, die gemessen an übergeordneten ethischen Prin-

zipien ungerecht erscheinen. Ihr Handeln ist selbstlos und altruistisch, aber auch idealistisch. In den Medien und im öffentlichen Diskurs verkörpern die kriminellen Held:innen die humanistischen und christlichen Werte der EU, die die europäische Grenzpolitik ansonsten zynisch missachtet. Die Konstruktion der Gegenfigur der:des kriminellen Held:in führt eine substanzielle Kritik an der Kriminalisierung der Seenotrettung ein: Sie bekräftigt die moralische und ethische Pflicht, Menschen vor dem Ertrinken zu bewahren, als den migrationspolitischen Interessen übergeordnet. Sie stellt grundlegend infrage, dass die Todesfälle an den Grenzen unausweichlich und daher hinzunehmen sind. Sie dekonstruiert die Vorstellung, dass Seenotrettung unmoralisch und illegitim ist. Zugleich führt sie vor, wie Strafjustiz für politisch unmoralische Zwecke genutzt werden kann, und enttarnt damit Strafrecht und -verfahren als vermeintlich politisch neutrale Instrumente (Geeraert 2024).

Obwohl die Kriminalisierung der Seenotrettung auch deshalb gesellschaftlich befürwortet wird, weil sie Sicherheitsgefühle vermittelt, verweist sie rechtfertigend vor allem auf ihren Zweck, Leben zu schützen und Menschenrechtsverletzungen zu verhindern. Während diese Argumentationslogik vor dem Hintergrund EUropäischer Abschreckungspolitik und Grenzziehungen perfide erscheinen mag, zeigt sie sich im folgenden Beispiel, der Kriminalisierung von Hassrede im Internet, zunächst eingängig. Hier treten die Paradoxien des Strafrechts auf andere Weise zutage.

Hate Speech Online, oder: zur Regulierung affektiver Landschaften

Als es im Sommer 2015 im Zuge der großen Migrationsbewegung vermehrt zu gewalttätigen Übergriffen auf und hasserfüllten Demonstrationen gegen Geflüchtete und Migrant:innen kam, traf sich der damalige deutsche Justizminister Heiko Maas mit Vertreter:innen von Facebook, um eine effektivere Bekämpfung von Hassrede in sozialen Netzwerken anzustoßen.⁷ Kurz darauf erschütterten die terroristischen Attentate in Paris (2015) und Brüssel (2016) die Öffentlichkeit. Die EU-Kommission verabschiedete daraufhin zusammen mit einigen der größten Anbieter sozialer Medien den „Code of conduct on countering illegal hate speech online“, eine freiwillige Vereinbarung über ein konsequentes Vorgehen gegen Online-Hass. Auf Bundesebene kündigte das 2017 erlassene Gesetz zur Verbesserung der Rechtsdurchsetzung in sozialen Netzwerken (Netzwerkdurchsetzungsgesetz, NetzDG) ein härteres Vorgehen

7 Von 2020 bis 2023 umfasste die Feldforschung zu dieser *crimscape* teilnehmende Beobachtung bei Trainings und Workshops zum Umgang mit Hassrede in Deutschland, bei Konferenzen zur Regulierung von Hassrede in Deutschland und auf der europäischen Ebene, Analysen relevanter politischer Debatten und dokumentierter Gesetzesänderungen sowie exemplarischer Gerichtsfälle. Zudem wurden 20 Interviews mit Akteur:innen geführt, die in unterschiedlicher Weise am Umgang mit Online-Hass in Deutschland beteiligt sind, darunter Mitarbeiter:innen staatlicher und nichtstaatlicher Initiativen sowie privater Unternehmen.

an: Unter anderem verpflichtete es Betreiber sozialer Medien fortan unter Androhung von Bußgeldern, ein Beschwerdemanagement zu etablieren sowie gemeldete Inhalte zu überprüfen und gegebenenfalls zu löschen.

Auf diese ersten Ansätze zur Kriminalisierung folgten alsbald weitere: 2019 und 2020 lösten die rechtsextremen Attentate von Halle, Hanau und Kassel Entsetzen, Empörung und Mitgefühl aus, weckten das Gefühl eines dringenden Handlungsbedarfs und plausibilisierten weitere Verschärfungen bestehender Gesetze und konsequentere Strafverfolgung. So sollte schließlich das NetzDG dahingehend novelliert werden, dass Betreiber sozialer Netzwerke fortan nicht nur verpflichtet wären, kriminalisierte Inhalte innerhalb kürzester Zeit zu löschen, sondern diese zusammen mit der entsprechenden IP-Adresse auch der neu geschaffenen Zentralen Meldestelle für strafbare Inhalte im Internet des Bundeskriminalamts (BKA) zu melden. Dieser legislative Prozess vollzieht sich bis heute in einem umkämpften gesellschaftlichen und politisch-rechtlichen Spannungsfeld. Auf der einen Seite mobilisiert die gesellschaftliche, mediale und politische Thematisierung der gewalttätigen und tödlichen Übergriffe konkrete Vorstellungen der Bedrohung durch und der Schutzbedürftigkeit vor rechter und menschenfeindlicher Gewalt. Dieser Diskurs evoziert Dringlichkeit und legitimiert damit die weitere Kriminalisierung von Hassrede. Auf der anderen Seite formiert sich Widerstand gegen diese Politik. Einerseits warnen Nichtregierungsorganisationen, wie HateAid und Hassmelden, die sich selbst dem Kampf gegen Online-Hass verschrieben haben, davor, dass Freiheitsrechte mehr als nötig beschnitten werden könnten.⁸ Andererseits wird die Kriminalisierung unter anderem von der Alternative für Deutschland (AfD) als Form des „digitalen Totalitarismus“ diskreditiert, bei der politisch unliebsame Meinungen als Hass deklariert und zensiert würden (Deutscher Bundestag 2021: 25687). Debatten über Kriminalisierung gehen damit über Fragen des *Ob* hinaus: Sie verhandeln die Grenzen dessen, was unter Bürger:innen als akzeptabel gelten soll und loten Grenzen und Bedingungen staatlicher Eingriffe aus. Jenseits der generellen Fragen nach der Legitimität von Kriminalisierung geht es also um das *Wie* einer akzeptablen Kriminalisierung.

Die Gesetzesnovelle wurde aufgrund von Verstößen gegen Prinzipien des freien Handels, des Datenschutzes und der Unabhängigkeit kurz darauf wieder außer Kraft

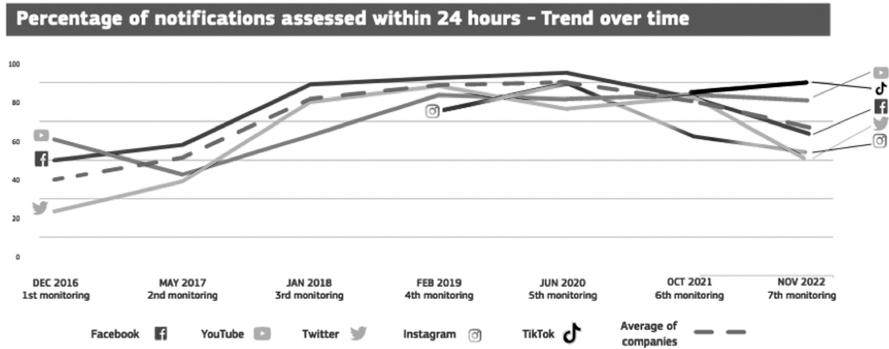
8 Beispielsweise in einer Stellungnahme zum Gesetzesentwurf, gemeinsam verfasst mit anderen zivilgesellschaftlichen Organisationen: ichbinhier e. V. et al. (2020).

gesetzt.⁹ Dennoch hat sie im Zusammenspiel mit ihrer Vorgängerin, EU-Richtlinien und unternehmerischen Selbstverpflichtungen eine institutionelle Landschaft mit zahlreichen Akteur:innen und Praktiken zur verstärkten Kriminalisierung von Hassrede erschaffen. Neben der neu eingerichteten Meldestelle beim BKA sind dies u. a. neue Einheiten bei der Polizei und in den Justizbehörden, Anlaufstellen und Beauftragte bei den Medienanbietern und zahlreiche NGOs, die sich entweder neu gegründet oder ihr Tätigkeitsfeld auf diesen Bereich ausgedehnt haben. Zugleich sind bei den Anbietern selbst immer neue Positionen und Berufsfelder zum rechtlichen, organisatorischen, technischen und algorithmischen Umgang mit den Postings geschaffen worden. Schließlich sind Dienstleistungsfirmen entstanden, die im Auftrag der Netzwerk-Anbieter Content-Moderator:innen einstellen, um den rechtlichen Anforderungen gerecht zu werden. Zusammengehalten wird diese neue Akteurskonstellation durch das, was Nizan Shoshan (2016) als „affective relations“ beschreibt. Emotionen, sei es der Hass selbst oder die verletzten, angsterfüllten und empörten Reaktionen auf diesen, legitimieren und motivieren Handlungen, etwa Demonstrationen oder gar Attentate, aber auch Gesetzesverschärfungen, intensivere Überwachung und Strafverfolgung sowie vigilante Interventionen und setzen diese sinnhaft miteinander in Beziehung (Sekuler 2024). Auf diese Weise wird eine affektiv aufgeladene, rechtlich strukturierte und institutionell aufgegliederte Landschaft mit ethischen und politischen Prinzipien geschaffen, in der eine zunehmende Kriminalisierung permanent um Plausibilität und Legitimität ringt und sich ihre – oft unvorgesehenen – Wege bahnt.

Angeregt durch den oben erwähnten „Joint code of conduct on countering illegal hate speech online“, organisieren NGOs gemeinsam mit der EU-Kommission jährlich ein Monitoring: Innerhalb eines festgelegten Zeitraums durchforsten beauftragte NGOs die sozialen Netzwerke, um strafbare Inhalte aufzuspüren und diese den entsprechenden Netzwerk-Anbietern zu melden. Anschließend beobachten sie, wie schnell und gewissenhaft die etablierten Verfahren der Content-Moderation reagieren. Zu beobachten ist also nicht nur die Privatisierung der Strafverfolgung, indem Unternehmen die Bewertung und anschließende Sanktionierung mittels Löschung der Inhalte übernehmen (Aswad 2016; Schmidt 2022; Yar/Steinmetz 2019: 222–232), sondern auch eine verstärkte formelle Integration von NGOs in das Überwa-

9 Zunächst hatte der Bundespräsident seine Unterschrift aufgrund datenschutzrechtlicher Konflikte mit dem Grundgesetz verweigert. Die überarbeitete Version wurde kurz nach Inkrafttreten vom Kölner Verwaltungsgericht für nichtig erklärt, da sie mit dem Herkunftslandprinzip der EU-Richtlinie über den elektronischen Geschäftsverkehr konfiguriere, die festlegt, dass Unternehmen nur den Gesetzen jener Staaten unterworfen sind, in denen sie registriert sind. Außerdem verletze sie die Richtlinie für audiovisuelle Medien, da die zur Überwachung geschaffene Stelle beim BKA nicht die erforderliche Unabhängigkeit aufweise.

chungssystem. Hierdurch entfaltet sich eine eigene Dynamik. Auf mehreren Konferenzen, die Todd Sekuler im Rahmen seiner Feldforschung 2022 besuchte, lobten einige NGO-Vertreter:innen und Politiker:innen die erhöhte Geschwindigkeit und verbesserte Effizienz der Content-Moderation. Diese Verbesserungen wurden durch das Monitoring-Projekt evaluiert und in Form von Grafiken in digitalen Publikationen visualisiert.



Quelle: Reynders 2022, 2–3

Die Visualisierungen fungieren dabei nicht nur als Abbildung bisheriger (erfolgreicher) Beseitigung von Hassrede. Indem sie eine kausale Verbindung zwischen intensivierter Überwachung und effizienterer Beseitigung suggerieren, stellen sie die existierende politisch-rechtliche Landschaft als erfolgreich – und somit legitim – dar. Auffallend ist die Verlagerung von Überwachung und Regulierung (durch Löschung) in den zivilgesellschaftlichen wie auch privatwirtschaftlichen Sektor: NGOs und Unternehmen setzen nicht nur die staatlichen und transnationalen Kriminalisierungspolitiken um. Die unternehmerische Selbstregulierung dient auch dazu, durch eigenes Aktiv-Werden weiteres staatliches Eingreifen zu verhindern. In diesem Sinne führen jene Bestrebungen, die weitere staatliche Kriminalisierung zu verhindern suchen, zu einer verstärkten Regulierung der affektiven Landschaften. Hier wird ersichtlich, wie Politiken der Kriminalisierung weit über staatliche Institutionen hinaus von anderen Akteur:innen entsprechend ihrer eigenen Motive tradiert werden.

Niemand kennt das Ausmaß dieser Dynamik besser als die Content-Moderator:innen, die massenhaft und kostengünstig von weltweit operierenden Unternehmen unter schlechten Arbeitsbedingungen angestellt werden. Wegen der Geheimhaltung, zu der die Mitarbeiter:innen vertraglich verpflichtet sind, führte Sekuler mehrere anonymisierte Interviews mit einzelnen Angestellten durch, um ein möglichst umfassendes Verständnis der alltäglichen Praktiken, Relationen und Subjektivierungen zu erlangen und zu verstehen, wie sie diese anspruchsvolle und emotional anstrengende Arbeit navigieren. Eines der Interviews fiel zufällig in die Zeit des

jährlichen Monitoring-Projekts und es stellte sich heraus, dass sich der Content-Moderator der Beobachtung seiner eigenen Arbeit bewusst war. Die Moderator:innen waren von ihren Vorgesetzten angewiesen worden, in dieser Zeit eine größere Anzahl gemeldeter Inhalte zu entfernen als sonst üblich. Hinter dieser Anweisung steckt das marktwirtschaftlich gesteuerte Interesse der Netzwerk-Anbieter, beim Monitoring gut abzuschneiden und damit öffentlichkeitswirksam das eigene Image zu verbessern. An dieser Stelle verflochten sich marktwirtschaftliche und liberal-politische Rationalitäten mit dem Effekt der intensivierten Regulierung. Der liberal-politische Einsatz der NGOs zielt darauf ab, Einzelpersonen vor Verletzungen und Übergriffen zu schützen und ihre Teilhabe am öffentlichen Raum des Internets zu sichern. Das marktwirtschaftliche Interesse hingegen richtet sich auf die Produktion von Zahlen, visualisiert in ansteigenden bunten Graphen, die letztlich den Erfolg der Überwachungsmechanismen belegen und zur Profitabilität des Unternehmens beitragen sollen. Dabei haben Content-Moderator:innen und ihre Vorgesetzten gelernt, wie sie am besten die numerischen Erfolge erzielen können, die die Institutionen des Monitorings von ihnen erwarten und für die sie zum Teil auch bezahlt werden. Auf diese Weise verhelfen die unterschiedlichen Akteur:innen weit entfernt von den regierenden und verwaltenden Institutionen, die den „Joint code of conduct on countering illegal hate speech online“ ausgearbeitet haben, eben jenen Vorschriften zu einem eigensinnigen sozialen Leben – ein Leben, das unvorhergesehene Effekte entfalten kann.

Als Sekuler sich im Dezember 2021 mit Vertreter:innen des Monitoring-Projekts in den Räumen einer deutschen NGO traf, erklärte der Koordinator, dass die Organisation nicht mehr an der jährlichen Übung teilnehmen werde. Die emotionale Belastung, die mit der Verarbeitung der schwierigen Bilder und hasserfüllten Texte einhergehe, sei für die teilnehmenden Mitarbeiter:innen zu groß. Offensichtlich werden gerade die NGO-Mitarbeiter:innen und die Content-Moderator:innen der Dienstleistungsunternehmen zu Empfänger:innen des sprachlichen Hasses und der gewaltvollen, grausamen Bilder. Hinter den bunten Graphen, die die Reduzierung von Hass und Gewalt suggerieren, verbirgt sich die Umverteilung und Verdichtung dieser belastenden Inhalte auf eine kleine Personengruppe (Comaroff/Comaroff 2016: 169). Wie die Interviewten schilderten, potenzierte sich die Belastung durch Frust und Erschöpfung, ausgelöst durch den enormen Druck, eine Mindestanzahl an Posts zu melden bzw. zu entfernen in Verbindung mit mangelhafter psychologischer Betreuung, zu wenig Erholungspausen und erschwerter arbeitsrechtlicher Interessenvertretung. Auch wenn die Arbeitsbedingungen in Strafverfolgungsbehörden etwas besser sind, zeichnet sich insgesamt eine deutliche Ungleichverteilung ab: Indem Online-Hass durch politische und rechtliche Prozesse und gemeinnützige und kommerzielle Strukturen umgeleitet wird, trifft er statt der sogenannten allgemeinen Bevölkerung oder marginalisierten Gruppen eine große Zahl von Berufstätigen – und

zwar in einer alltäglichen, kontinuierlichen und stark kondensierten Form. Mit anderen Worten sind die „affektiven Anteile“ (Shoshan 2016: 17) dieser Politik höchst ungleich verteilt.

Je nach Land und Institution, über die sie angestellt sind, kommen Content-Moderator:innen aus mehr oder weniger prekären Lebensverhältnissen. Bei den in Berlin lebenden Moderator:innen, die bei einer großen, privaten Online-Plattform Inhalte für ausländische Märkte regulieren, handelt es sich vor allem um Migrant:innen, die zwar über eine Berufsausbildung verfügen, jedoch aufgrund begrenzter Deutschkenntnisse oder der Nicht-Anerkennung ausländischer Abschlüsse wenig Aussicht auf eine Beschäftigung in ihrem erlernten Beruf haben. Content-Moderator:innen sind oft Menschen, die unter nicht gerade idealen Bedingungen und mit minimalen Ressourcen leben und für die die ständige Konfrontation mit Hass und Gewalt zu einer weiteren Destabilisierung ihrer ohnehin schon prekären Lebensbedingungen führen kann. Während die Moderator:innen Strategien entwickeln, um auf individueller und kollektiver Ebene damit umzugehen, setzen die Arbeitgeber:innen z. B. Geheimhaltungsvereinbarungen oder das Verbot von Smartphones am Arbeitsplatz ein, um ‚Kollateralschäden‘ der Kriminalisierung von Online-Hass unsichtbar zu machen und den Erfolg dieser Politik nicht in Zweifel zu ziehen.

Wie die Fallstudie zur Kriminalisierung von Hass im Internet deutlich macht, ist Kriminalisierung zwar einerseits als Instrument zum Schutz und zur Befähigung gefährdeter und marginalisierter Gruppen gemeint, hat aber andererseits unerwartete negative Folgen für jene, die an der Umsetzung der Maßnahmen beteiligt sind. Die in Gang gesetzte Schadens(um)verteilung führt dazu, dass die Instrumente, die entwickelt wurden, um die bestehenden Strukturen zu überwachen und zu bewerten, eine Ambivalenz hervorbringen: Ein Ziel der Überwachung ist es, Zahlen zu erzeugen, die Verbesserungen suggerieren, auch wenn deren Bedeutung möglicherweise nicht mit dem übereinstimmt, was sie zu messen vorgeben. Das komplexe Zusammenspiel zwischen der Verteilung des Schadens und den Instrumenten, die zur Überwachung und Bewertung der bestehenden Strukturen entwickelt wurden, unterstreicht die Notwendigkeit, die Grenzen wie auch unbeabsichtigte Folgen der eingesetzten kriminalisierenden Maßnahmen gegen Online-Hassrede kritisch zu reflektieren.

Zum Schluss: Ambivalenz und Kritik der Kriminalisierung

Wir haben die beiden Politikfelder im Sinne des *crimsapes*-Konzepts als heterogene und dynamische Landschaften konzeptionalisiert und gezeigt, wie Kriminalisierung neue Rationalitäten, Praktiken und Akteurskonstellationen über staatliche, zivilgesellschaftliche und privatwirtschaftliche Bereiche sowie kommunale, nationale und transnationale Ebenen hinweg ins Leben ruft. Beide *crimsapes* verstehen wir als situierte Artikulationen des sich seit längerem global ausbreitenden Trends, soziale Probleme vornehmlich im Register des Un-/Rechtmäßigen und Il/Legalen und mit-

tels Strafrecht, Polizei und (Straf-)Justiz zu bearbeiten. Deutlich machen konnten wir in beiden Beispielen, dass die zum Einsatz gebrachten Werkzeuge der Kriminalisierung je eigene Logiken entfalten und eigene Formen der Interaktion entstehen lassen. In beiden Fällen geht die Kriminalisierung über das Bestrafen und die Institutionen der Strafjustiz hinaus, sie umfasst vielmehr eine unübersichtliche Landschaft, durch die Akteur:innen navigieren müssen. Im Feld der Seenotrettung ist zu beobachten, wie die Handlungsräume, die aus humanitären und menschenrechtlichen Gründen notwendig und geboten erscheinen, durch die Grenzsicherungsmaxime der EU-Migrationspolitik beschnitten werden. Im Feld des Online-Hasses führt die organisierte Unterbindung von Hassrede nicht nur für bestimmte Personen zu unerträglichen Arbeitsbedingungen, sondern erzeugt auch Reibungen zwischen dem allgemeinen Schutz von Grundrechten, einem individuellen Anspruch auf persönliche Integrität und unternehmerischem Handeln.

Abschließend möchten wir in der Zusammenschau beider Beispiele den analytischen Nutzen unseres Zugangs sowie die dadurch sichtbar werdenden Ambivalenzen der Kriminalisierung herausstreichen und nach den Möglichkeiten kulturanthropologischer Kritik fragen. Nebeneinander betrachtet unterstreichen die beiden Beispiele den Beitrag, den das kulturanthropologisch angelegte Konzept *crimscales* zur Erforschung von Prozessen der Kriminalisierung leisten kann. Im Sinne des Forschungsparadigmas einer „anthropological criminology 2.0“ (Sausdal/Vigh 2019) wollen wir nicht nur empirisch fundiert Wissen generieren, sondern eine global argumentierende kritische Kriminologie mitentwickeln, die zu erklären vermag, wie Kriminalität und Kriminalisierung sich über verschiedene Räume und auf unterschiedlichen Skalen ausbreiten. Wir schlagen mit *crimscales* ein Konzept vor, das diese globalen Ausdehnungen greifen und zugleich den Besonderheiten lokaler Artikulationen gerecht werden kann. In diesem Sinne bieten wir der sich jüngst auch in Europa formierenden *anthropology of crime and criminalisation*¹⁰ ein konzeptionelles Werkzeug an, mit dem die einzelnen Felder mittels ethnografischer Studien in ihren Dynamiken und Relationen untersucht und mit anderen Feldern produktiv in Beziehung gesetzt werden können. Auch wenn beide Felder unterschiedlichen Logiken folgen, verweisen sie auf dieselbe Tendenz: Kriminalisierung erscheint als zwar umstrittenes, aber effektives Mittel, um unerwünschte Praktiken und Subjekte zu regulieren, die als störend für die moralische, politische oder ökonomische Ordnung wahrgenommen werden. Ihre Legitimität kann diese Regierungsstrategie jedoch nicht mehr (allein) daraus gewinnen, dass sie einer (imaginierten) Mehrheit Sicherheit verspricht. Vielmehr bedarf sie des Arguments – so fadenscheinig es im Falle der Seenotrettung auch sein mag und so überzeugend im Falle der Hassrede – vulnerablen Gruppen Schutz zu bieten.

10 Kürzlich gründete sich das EASA Network Anthro Crime: <https://www.anthrocrime.net>

Auffallend ist die Dynamik beider Landschaften. Mittels immer neuer Straftatbestände sowie darauf reagierender Versuche, diese anzufechten, zu umgehen, durchzusetzen oder zu erweitern, entsteht eine unübersichtliche Gemengelage aus moralischen Imperativen, rechtlichen Regulierungen und Verwaltungsvorschriften. Das Versprechen der Kriminalisierung liegt darin, dass eine klare Unterscheidung zwischen Gut und Böse möglich ist und Moral und Recht in Einklang gebracht werden können. In der Praxis bleibt dies aufgrund der fortdauernden Unübersichtlichkeit und Komplexität vieler Situationen jedoch meist uneingelöst. Dennoch werden kriminalisierende Politiken häufig durch eine Rhetorik der Alternativlosigkeit begleitet, die weniger auf die Unumgänglichkeit und Folgerichtigkeit politisch-strafrechtlicher Interventionen verweist als vielmehr auf den Versuch, Legitimität herzustellen und andere Wege der Problemlösung zu disqualifizieren. An dieser suggerierten Selbstverständlichkeit muss eine kritisch-kulturanthropologische Forschung ansetzen und zugleich der Versuchung einer vor-empirischen, normativen Verwerfung dieser Politik widerstehen. Denn die Gegenüberstellung der beiden Beispiele zeigt, dass sich Kriminalisierung einer eindeutigen Bewertung entzieht. Während die Kriminalisierung der Seenotrettung wohl bei den meisten sich als progressiv verstehenden Kulturanthropolog:innen (inkl. der Autor:innen) Empörung und scharfe Kritik auslöst, stößt die Strafverfolgung von Hassrede im Internet wohl eher auf Zustimmung oder bedient zumindest die Einsicht, dass der Zweck diesmal doch die Mittel heilige. Durch die Relationierung dieser beiden Felder mithilfe des Konzepts *crimsapes* als zwei höchst unterschiedliche Artikulationen desselben Modus des Regierens wird eine Verallgemeinerung normativer Bewertungen singulärer Fälle allerdings ad absurdum geführt. Vielmehr lädt diese Betrachtung dazu ein, die Janusköpfigkeit dieser Politik in den Blick zu nehmen, die sich in der Gleichzeitigkeit exkludierender und strafender als auch ermöglichender und schützender Effekte als höchst ambivalent zeigt.

Diese Ambivalenz ist bereits in den einzelnen Feldern und den dort entstehenden Subjektpositionen eingelagert. Während die Kriminalisierung von Seenotrettung durch die Behinderung der Tätigkeiten fraglos Leben aufs Spiel setzt und frühzeitige Tode riskiert, hat sie auch nicht-intendierte Effekte, die ihr Vorhaben empfindlich durchkreuzen. Seenotretter:innen werden erst durch die Strafverfahren zur moralisch erhabenen Figur krimineller Held:innen, die Kapital und Unterstützung generieren, öffentliche Meinung beeinflussen und neue politische Handlungskraft freisetzen kann. Demgegenüber stehen die Content-Moderator:innen, die in den neu geschaffenen, prekären Arbeitsverhältnissen ebenfalls die Arbeit ‚der Guten‘ machen, indem sie bestimmte Personen vor Verletzungen durch hasserfüllte Inhalte schützen und einen wichtigen Beitrag dazu leisten, dass soziale Medien als öffentliche Räume nicht nur dominanten Gruppen zugänglich sind. Unsichtbar und zum Schweigen verpflichtet, werden sie jedoch zu neuen Empfänger:innen dieser Inhalte

mit belastenden bis traumatisierenden Folgen. Die Kriminalisierung im Namen des Schutzes und der Befähigung marginalisierter Gruppen produziert also erhebliche Kosten, die von Menschen getragen werden, die sich aufgrund ihrer häufig prekären Situationen nur schwer selbst schützen können.

Das Beleuchten dieser Ambivalenzen erachten wir deshalb als besonders wichtig, da es die generelle Zweischneidigkeit der Kriminalisierung ins Blickfeld rückt. Von dieser ausgehend kann eine Kritik generiert werden, die über moralisch-normative Bewertungen hinausgeht, indem sie empirisch valide auf Beobachtungen und Analysen sozialer Welten aufbaut. Mit Verran (2001) verstehen wir diese Ambivalenzen als *disconcertment*, als einen Moment, in dem sich zwei divergierende normative Bezugspunkte berühren, ohne zugunsten einer Seite aufgelöst werden zu können. Um einen analytischen Beitrag zur Diskussion drängender Fragen über das *Wie* des guten gesellschaftlichen Zusammenlebens zu leisten, gilt es, diesen Unruhezustand so lange wie möglich auszuhalten, um diese Ambivalenzen und Widersprüche so weit wie möglich ausleuchten zu können (Verran 2001). Möglich wird damit eine informierte, in den jeweiligen Feldern selbst gründende Kritik, die unintendierte Effekte, Auslassungen und Widersprüche in den politischen Diskurs (zurück-)bringen bzw. widerständige Praktiken unterstützen kann. Es geht in diesem Sinn darum, durch ethnografisches Arbeiten die Potenziale für transformatorische und emanzipatorische Praktiken aufzuzeigen, die nicht vorausgesetzt werden, sondern aus den Feldern selbst kommend gestärkt werden können. Eine so verstandene kritische Wissenschaft setzt den normativen Maßstab nicht voraus, sondern, und hierin sehen wir den Arbeitsauftrag für zukünftige engagierte Kriminalisierungsforschung, entwickelt ihn in Auseinandersetzung mit Akteur:innen des Felds.

Literatur

- Aas, Katja Franko und Helene O. Gundhus. 2015. „Policing Humanitarian Borderlands: Frontex, Human Rights and the Precariousness of Life.“ *British Journal of Criminology* 55 (1): 1–18. <https://doi.org/10.1093/bjc/azu086>.
- Appadurai, Arjun. 1996. *Modernity at Large: Cultural Dimensions of Globalization*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Aswad, Evelyn. 2016. „The Role of US Technology Companies as Enforcers of Europe’s New Internet Hate Speech Ban.“ *Columbia Human Rights Law Review Online* 1: 1–14. <https://doi.org/10.2139/ssrn.2829175>.
- Baer, Susanne und Sarah Elsuni. 2021. „Feministische Rechtstheorien.“ In *Handbuch Rechtsphilosophie*, hrsg. von Eric Hilgendorf und Jan C. Joerden, 296–303. 2. Aufl. Stuttgart: J.B. Metzler. https://doi.org/10.1007/978-3-476-05639-9_42.
- Beckett, Katherine und Naomi Murakawa. 2012. „Mapping the Shadow Carceral State: Toward an Institutionally Capacious Approach to Punishment.“ *Theoretical Criminology* 16 (2): 221–244. <https://doi.org/10.1177/1362480612442113>.
- Beek, Jan, Thomas Bierschenk, Annalena Kolloch und Bernd Meyer, Hrsg. 2023. *Policing*

- Race, Ethnicity and Culture: Ethnographic Perspectives across Europe*. Manchester: Manchester UP. <https://doi.org/10.7765/9781526165596>.
- Belina, Bernd. 2018. „Perioden der Kriminalisierung im und durch den (west-)deutschen Staat: Zum Wert marxistischer Analysen.“ In *Der Staat in der Sicherheitsgesellschaft*, hrsg. von Jens Puschke und Tobias Singelstein, 172–194. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-19301-0_8.
- Bens, Jonas. 2022. *The Sentimental Court: The Affective Life of International Criminal Justice*. Cambridge: Cambridge UP. <https://doi.org/10.1017/9781009072342>.
- Bernstein, Elizabeth. 2012. „Carceral Politics as Gender Justice? The ‚Traffic in Women‘ and Neoliberal Circuits of Crime, Sex, and Rights.“ *Theory and Society* 41 (3): 233–259. <https://doi.org/10.1007/s11186-012-9165-9>.
- Binder, Beate. 2014. „Troubling policies: Gender- und queertheoretische Interventionen in die Anthropology of Policy.“ In *Formationen des Politischen: Anthropologie politischer Felder*, hrsg. von Jens Adam und Asta Vonderau, 363–386. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839422632.363>.
- Binder, Beate. 2021. „Law in Action aus einer Geschlechterperspektive: Felder und Diskussionen der feministischen empirischen Rechtsforschung.“ *Feministische Studien* 39 (2): 202–224. <https://doi.org/10.1515/fs-2021-0028>.
- Bob, Clifford. 2012. *The Global Right Wing and the Clash of World Politics*. Cambridge: Cambridge UP. <https://doi.org/10.1017/CBO9781139031042>.
- Brown, Wendy. 1995. *States of Injury: Power and Freedom in Late Modernity*. Princeton: Princeton UP. <https://doi.org/10.1515/9780691201399>.
- Brown, Wendy. 2011. „Die Paradoxien der Rechte ertragen.“ In *Die Revolution der Menschenrechte: Grundlegende Texte zu einem neuen Begriff des Politischen*, hrsg. von Christoph Menke und Francesca Raimondi, 454–473. Berlin: Suhrkamp.
- Chetstowska, Agata und Agata Ignaciuk. 2023. „Criminalization, Medicalization, and Stigmatization: Genealogies of Abortion Activism in Poland.“ *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 48 (2): 423–453. <https://doi.org/10.1086/722897>.
- Clarke, Kamari Maxine. 2019. *Affective Justice: The International Criminal Court and the Pan-Africanist Pushback*. Durham: Duke UP. <https://doi.org/10.1215/9781478007388>.
- Comaroff, Jean und John Comaroff. 2016. *The Truth about Crime: Sovereignty, Knowledge, Social Order*. Chicago: University of Chicago Press. <https://doi.org/10.7208/chicago/9780226425078.001.0001>.
- Crenshaw, Kimberle. 1991. „Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color.“ *Stanford Law Review* 43 (6): 1241–1299. <https://doi.org/10.2307/1229039>.
- Cusumano, Eugenio und Flora Bell. 2021. „Guilt by Association? The Criminalisation of Sea Rescue NGOs in Italian Media.“ *Journal of Ethnic and Migration Studies* 47 (19): 4285–4307. <https://doi.org/10.1080/1369183X.2021.1935815>.
- Cusumano, Eugenio und Matteo Villa. 2021. „From ‚Angels‘ to ‚Vice Smugglers‘: The Criminalization of Sea Rescue NGOs in Italy.“ *European Journal on Criminal Policy and Research* 27 (1): 23–40. <https://doi.org/10.1007/s10610-020-09464-1>.

- Cuttitta, Paolo. 2017. „Delocalization, Humanitarianism, and Human Rights: The Mediterranean Border between Exclusion and Inclusion.“ *Antipode* 50 (3): 783–803. <https://doi.org/10.1111/anti.12337>.
- Cuttitta, Paolo. 2018. „Repoliticization through Search and Rescue? Humanitarian NGOs and Migration Management in the Central Mediterranean.“ *Geopolitics* 23 (3): 632–660. <https://doi.org/10.1080/14650045.2017.1344834>.
- Dave, Naisargi N. 2012. *Queer Activism in India: A Story in the Anthropology of Ethics*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.1515/9780822395683>.
- De Lauri, Antonio. 2018. „Humanitarian Borders: The Merging of Rescue with Security and Control.“ *CMI Brief* 11: 1–4.
- Deutscher Bundestag 2021. „Stenografischer Bericht. 204. Sitzung.“ *Plenarprotokoll 19/204*. Zugriff 29.09.2023. <https://dserver.bundestag.de/btp/19/19204.pdf>.
- Diphoom, Tessa G. 2015. *Twilight Policing: Private Security and Violence in Urban South Africa*. Berkeley: University of California Press. <https://doi.org/10.1525/9780520962507>.
- Donovan, Catherine und Rebecca Barnes. 2018. „Being ‚Ideal‘ or Falling Short? The Legitimacy of Lesbian, Gay, Bisexual and/or Transgender Victims of Domestic Violence and Hate Crime.“ In *Revisiting the ‚Ideal Victim‘: Developments in Critical Victimology*, hrsg. von Marian Duggan, 83–102. Bristol: Policy Press. <https://doi.org/10.56687/9781447339151-011>.
- Dziuban, Agata, Friederike Faust, Todd Sekuler, Justyna Struzik, Lina Bonde und Emily Jay Nicholls. 2022. „HIV/AIDS and its Monsters: Negotiating Criminalisation along the Monster–Human Continuum.“ *European Journal of Cultural Studies* 25 (4): 1047–1065. <https://doi.org/10.1177/13675494211017911>.
- Edmond-Pettitt, Anya. 2018. „Territorial Policing and the ‚Hostile Environment‘ in Calais: From Policy to Practice.“ *Justice, Power and Resistance* 2 (2): 314–334.
- Eisch-Angus, Katharina. 2018. *Absurde Angst: Narrationen der Sicherheitsgesellschaft*. Wiesbaden: Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-20111-1>.
- Fassin, Didier. 2017a. *Prison Worlds: An Ethnography of the Carceral Condition*. Cambridge: Polity.
- Fassin, Didier, Hrsg. 2017b. *Writing the World of Policing: The Difference Ethnography Makes*. Chicago: University of Chicago Press. <https://doi.org/10.7208/chicago/9780226497785.001.0001>.
- Fassin, Didier. 2018. *Der Wille zum Strafen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Feeley, Malcom und Jonathan Simon. 1992. „The New Penology: Notes on the Emerging Strategy of Corrections and its Implications.“ *Criminology* 30 (4): 449–474. <https://doi.org/10.1111/j.1745-9125.1992.tb01112.x>.
- Garland, David. 2001. *The Culture of Control: Crime and Social Order in Contemporary Society*. Chicago: University of Chicago Press. <https://doi.org/10.7208/chicago/9780226190174.001.0001>.
- Geeraert, Jérémy. 2024. „The Hero, the White Savior, and the Smuggler: Criminalized Figures in the Landscape of Solidarity toward Migrants.“ *Studies in Social Justice* 18 (2): 304–322. <https://doi.org/10.26522/ssj.v18i2.4271>.

- Geeraert, Jérémy, Beate Binder, Agata Chełstowska und Salla Sariola, Hrsg. 2024. „Figures of Crime: Victims, Criminals, and Crime-Fighters at the Crossroads of Criminalization and Social Justice.“ *Studies in Social Justice* 18 (2), 192–204. <https://doi.org/10.26522/sj.v18i2.4618>.
- Gruber, Aya. 2009. „Rape, Feminism, and the War on Crime.“ *Washington Law Review* 84: 581–660.
- Gruber, Aya. 2021. „Policing and ‚Bluelining‘.“ *Houston Law Review* 58 (4): 867–936.
- Hall, Stuart, Chas Critcher, Tony Jefferson, John Clarke und Brian Roberts. 2017. *Policing the Crisis: Mugging, the State and Law and Order*. London/Basingstoke: Macmillan.
- Halley, Janet, Prabha Kotiswaran, Rachel Rebouché und Hila Shamir, Hrsg. 2019. *Governance Feminism: Notes from the Field*. Minnesota: Minnesota University Press. <https://doi.org/10.5749/j.ctvdjrpfs>.
- Haritaworn, Jin. 2010. „Queer Injuries: The Racial Politics of ‚Homophobic Hate Crime‘ in Germany.“ *Social Justice* 37 (1): 69–89.
- Hess, Henner, Lars Ostermeier und Bettina Paul, Hrsg. 2007. *Kontrollkulturen: Texte zur Kriminalpolitik im Anschluss an David Garland* (9. Beiheft, Kriminologisches Journal). Weinheim: Juventa.
- Hlavka, Heather R. und Sameena Mulla. 2021. *Bodies in Evidence: Race, Gender, and Science in Sexual Assault Adjudication*. New York: NYU Press. <https://doi.org/10.18574/nyu/9781479809653.001.0001>.
- ichbinhier e.V., HateAid, Das NETTZ – Die Vernetzungsstelle gegen Hate Speech, No Hate Speech Movement, Hassmelden und Campact e.V. 2020. „Stellungnahme aus der Zivilgesellschaft zu dem Entwurf eines Gesetzes zur Bekämpfung des Rechtsextremismus und der Hasskriminalität.“ *Kriminalpolitische Zeitschrift*, 2020. Zugriff 25.04.2024. https://kripoz.de/wp-content/uploads/2020/09/011720_Stellungnahme_Das-Netz_RefE__Belaeufung-Rechtsextremismus-Hasskriminalitaet.pdf.
- Ivasiuc, Ana. 2022. „The State Cannot Protect Us‘: How Vigilance (Un)Makes the State in Western Europe.“ *Conflict and Society* 8 (1): 106–124. <https://doi.org/10.3167/arcs.2022.080107>.
- Kotiswaran, Prabha. 2014. „Feminist Approaches to Criminal Law.“ In *The Oxford Handbook of Criminal Law*, hrsg. von Markus D. Dubber und Tatjana Hörnle, 59–83. Oxford: Oxford University Press.
- Laufenberg, Mike und Vanessa Thompson, Hrsg. 2021. *Sicherheit: Rassismuskritische und feministische Beiträge*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Leser, Julia. 2020. „On the Sensory Policing of Vices: Morality at Work in a German Vice Squad.“ *Journal of Extreme Anthropology* 4 (1): 22–44. <https://doi.org/10.5617/jea.7358>.
- Loick, Daniel und Vanessa E. Thompson, Hrsg. 2022. *Abolitionismus: Ein Reader*. Berlin: Suhrkamp.
- Pratten, David und Atreyee Sen, Hrsg. 2007. *Introduction. Global Vigilantes: Perspectives on Justice and Violence*. London: Hurst Publishers.
- Ramsbrock, Annelie. 2020. *Geschlossene Gesellschaft: Das Gefängnis als Sozialversuch – eine bundesdeutsche Geschichte*. Berlin: Fischer.

- Reynders, Didier. 2022. „Countering Illegal Hate Speech Online. 7th Evaluation of the Code of Conduct.“ Factsheet der European Commission, November 2022. Zugriff 17.04.2024. <https://commission.europa.eu/system/files/2022-12/Factsheet%20-%207th%20monitoring%20round%20of%20the%20Code%20of%20Conduct.pdf>.
- Sausdal, David. 2021. „Everyday Policing: Toward a Greater Analytical Appreciation of the Ordinary in Police Research.“ *Policing and Society* 31 (7): 784–797. <https://doi.org/10.1080/10439463.2020.1798955>.
- Sausdal, David und Henrik Vigh. 2019. „Anthropological Criminology 2.0: Ethnographies of Global Crime and Criminalization.“ *Focaal* 85: 1–14. <https://doi.org/10.3167/fcl.2019.850101>.
- Schlepper, Christina. 2014. *Strafgesetzgebung in der Spätmoderne: Eine empirische Analyse legislativer Punitivität*. Wiesbaden: Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-06320-7>.
- Schmidt, Stephanie. 2022. *Affekt und Polizei: Eine Ethnografie der Wut in der exekutiven Gewaltarbeit*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839462416>.
- Schulhofer, Stephen J. 1995. „The Feminist Challenge in Criminal Law.“ *University of Pennsylvania Law Review* 143 (6): 2151–2207. <https://doi.org/10.2307/3312589>.
- Schultheis, Franz. 2020. „Nachwort. Das Feld des Strafrechts und seine Metamorphosen: Der heuristische Mehrwert ethnografischer Erforschung einer hybriden Praxis.“ *Swiss Journal of Sociocultural Anthropology* 25: 120–128. <https://doi.org/10.36950/tsantsa.2020.025.11>.
- Schwell, Alexandra. 2015. „The Security/Fear Nexus: Some Theoretical and Methodological Explorations into a Missing Link.“ *Etnofoor* 27 (2): 95–112.
- Schwell, Alexandra und Katharina Eisch-Angus, Hrsg. 2018. *Der Alltag der (Un-)Sicherheit*. Berlin: Panama.
- Sekuler, Todd. 2024. „Temporalization and the Digital Vigilante: Past Presenting, Un/Doing Futures and ‚Jewish Revenge‘ as Affective Justice in Talia Lavin’s ‚Culture Warlords‘.“ *Studies in Social Justice* 18 (2): 323–343. <https://doi.org/10.26522/ssj.v18i2.4409>.
- Shore, Cris, Susan Wright und Davide Peró, Hrsg. 2011. *Policy Worlds: Anthropology and Analysis of Contemporary Power*. New York und Oxford: Berghahn.
- Shoshan, Nitzan. 2016. *The Management of Hate: Nation, Affect, and the Governance of Right-Wing Extremism in Germany*. Princeton: Princeton University Press. <https://doi.org/10.23943/princeton/9780691171951.001.0001>.
- Sieferle, Barbara, Hrsg. 2021. *Strafe(n): Kulturanthropologische Perspektiven*. Münster: Waxmann.
- Sieferle, Barbara. 2023. *Nach dem Gefängnis: Alltag und unsichtbare Bestrafungen*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839468913>.
- Simon, Jonathan. 2007. *Governing through Crime: How the War on Crime Transformed American Democracy and Created a Culture of Fear*. Oxford: Oxford University Press. <https://doi.org/10.1093/oso/9780195181081.001.0001>.
- Smart, Carol. 1989. *Feminism and the Power of Law*. London und New York: Routledge.
- Statewatch 2020. „Mediterranean: Nine New Legal Proceedings against Civil Search and Rescue Ships since June 2020.“ *Statewatch*, 18. Dezember 2020. Zugriff 19.03.2024.

- <https://www.statewatch.org/news/2020/december/mediterranean-nine-new-legal-proceedings-against-civil-search-and-rescue-ships-since-june-2020/>.
- Terwiel, Anna. 2020. „What is Carceral Feminism?“ *Political Theory* 48 (4): 421–442. <https://doi.org/10.1177/0090591719889946>.
- Valverde, Mariana. 2003. *Law's Dream of a Common Knowledge*. Princeton: Princeton UP.
- Verran, Helen. 2001. *Science and an African Logic*. Chicago: University of Chicago Press.
- Vitale, Alex. 2017. *The End of Policing*. New York, London: Verso.
- Wacquant, Loic. 2000. *Elend hinter Gittern*. Konstanz: UKV.
- Wacquant, Loic. 2009. *Punishing the Poor: The Neoliberal Government of Social Insecurity*. Durham: Duke UP. <https://doi.org/10.1215/9780822392255>.
- Yar, Majid und Kevin Steinmetz. 2019. *Cybercrime and Society*. London: Sage.
- Young, Jock. 2003. „Searching for a New Criminology of Everyday Life: A Review of ‚The Culture of Control‘ by David Garland.“ *The British Journal of Criminology* 43 (1): 228–243. <https://doi.org/10.1093/bjc/43.1.228>.

Sabine Zinn-Thomas

100 Jahre im Dazwischen

Ein- und Ausblicke in die Arbeit kulturwissenschaftlich-volkskundlicher Landesstellen

Sabine Zinn-Thomas

100 Years in the In-between: Insights into and Prospects of the Work of Regional Centres for Cultural and Folklore Studies

Abstract: Regional centres for cultural and folklore studies in Germany are regionally and nationally networked institutions and are organised in different ways. They research, document, advise and communicate topics of everyday culture. They act in the in-between, as an interface between academia and the public. Their work primarily involves the transfer of knowledge into cultural practice and the exchange of knowledge with universities, specialised societies, museums and civil society institutions.

To mark the centenary of the Regional Centre for Everyday Culture in Stuttgart, this article looks back at its past and considers the challenges and opportunities of the future. These include new needs and requirements for counselling in the context of intangible cultural heritage, but also with regard to new mediation formats, online presence and the digital availability of collections and archives. As a further challenge in times of scarce resources and public funding, the work and self-image of the regional centres must also be increasingly aligned with the expectations of the funding bodies and the public.

Keywords: Regional Centres for Cultural and Folklore Studies, Everyday Culture, Knowledge Transfer

Die kulturwissenschaftlich-volkskundlichen Landesstellen in Deutschland sind sehr heterogen aufgestellt und haben unterschiedliche Profile, Selbstverständnisse, Aufgaben und Ziele, institutionelle Anbindungen und Finanzierungen. Ihnen gemeinsam ist ein Tätigkeitsfeld, das breit gefächert ist: Forschen und Dokumentieren, Beraten und Vermitteln in vielfältigen Formaten. Zentral ist ihnen ihr kulturwissenschaftlicher Fokus und ihr regionaler Bezug (Friedreich/Spieker 2021; Moser/Stöcker 2005; Simon 1999).

Dieser Beitrag will am Beispiel der Landestelle für Alltagskultur in Stuttgart typische Herausforderungen der Landesstellenarbeit herausarbeiten. Die Stuttgarter Landestelle wurde 1923 gegründet und gehört zu den ältesten ihrer Art in Deutschland. Zunächst dem Denkmalamt angeschlossen, ist sie seit 1979 dem Landesmu-

seum Württemberg angeschlossen. Zudem ist sie Teil der Abteilung Populär- und Alltagskultur, zu der auch das Museum der Alltagskultur in Schloss Waldenbuch zählt. Diese doppelte Museumsanbindung stellte von Anfang an für alle Seiten eine Herausforderung dar, mit dem Ziel, einen möglichst großen Nutzen daraus zu ziehen und Synergien zu gewinnen. Anlässlich ihres 100-jährigen Bestehens geht es im Folgenden um Fragen der institutionellen Verortung, d. h. um die Rolle, die Aufgaben und das Selbstverständnis der Landesstelle in einem Drei-Sparten-Museum wie auch um die damit verbundenen Möglichkeiten für die kulturwissenschaftliche Arbeit in der Region. Dies beinhaltet auch die Frage, wie die Relevanz ihrer Arbeit gesichert und verbessert werden kann vor dem Hintergrund veränderter Bedürfnisse und Herausforderungen. Dazu zählen unter anderem neue, partizipative Vermittlungsformate, eine Online-Präsenz (Social Media) und die digitale Verfügbarkeit von Sammlungs- und Archivbeständen. Die Zukunftserwartungen und -perspektiven kulturwissenschaftlich-volkskundlicher Landesstellen generell werden abschließend erörtert.

Im Rückblick: 100 Jahre Forschung und Dokumentation der Landesstelle für Alltagskultur in Stuttgart

Als 2023 die Landesstelle für Alltagskultur in Stuttgart ihr 100-jähriges Bestehen feierte, hatte sie dafür gleich mehrere gute Gründe. Ein zentraler Grund war dabei ihre fortdauernde Existenz und ihre zumindest mittelfristig gesicherte Zukunft. In Stuttgart wie auch anderswo steht der Erhalt solcher Institutionen immer wieder zur Diskussion, meistens aus finanziellen Gründen. Dies hängt aber auch damit zusammen, dass Bedeutung und Stellenwert einer Institution immer wieder erarbeitet werden und sie sicht- und wahrnehmbar bleiben muss. Gerade für die kulturwissenschaftliche Arbeit trifft dies im Besonderen zu. Sie ist kein Selbstläufer und von kulturpolitischen Stimmungen abhängig. Das gilt auch für Baden-Württemberg, ein finanziell gut aufgestelltes Bundesland, das sich an den beiden Landesmuseen in Karlsruhe und Stuttgart gleich zwei Landesstellen leistet.¹ Dazu kommt eine gewisse Aufgeschlossenheit und ein Interesse der Bürger*innen an kulturwissenschaftlichen Themen (etwa von Bräuchen und Traditionen) in einem Bundesland, das allein 27 Verbände für den Brauchkomplex Fastnacht und Karneval verzeichnet. Unterstützend war vor allem in der Vergangenheit die Strahlkraft Hermann Bausingers und des Tübinger Ludwig-Uhland-Instituts (LUI) und die multiplizierende Wirkung von Rundfunk-Volkskundlern beim SWR wie Wilhelm Kutter oder Martin Blümcke. Volks-

1 Die Landesstelle für Volkskunde in Baden geht auf eine private Sammlung und Institutsgründung von Johannes Künzig zurück. Sie wurde 1969 als Forschungs- und Beratungseinrichtung vom Land Baden-Württemberg übernommen und 1983 dem Badischen Landesmuseum zugewiesen. Siehe hierzu: Elisabeth Haug: Die Landesstelle für Volkskunde, Staufen. Eine Außenstelle des volkskundlichen Fachreferates des Badischen Landesmuseums. In: Friedreich / Spieker 1999: 232–247.



Abb. 1: Aufkleber zur Umbenennung der Landesstelle für Volkskunde aus Anlass ihres hundertjährigen Bestehens 2023
(© Landesstelle für Alltagskultur, Stuttgart)

kunde und Alltagskultur wurden dadurch zu geläufigen Begriffen, die vor Ort nicht lange erklärt werden müssen – sei es bei Materialerhebungen in der Region oder bei Veranstaltungen.

Mit der Zeit hatte jedoch nicht nur der Name Landesstelle für Volkskunde Patina angesetzt, sondern auch die konzeptionelle Aufstellung. Das Jubiläum 2023 bot den passenden Rahmen für eine Umbenennung in Landesstelle für Alltagskultur.² Diese Umbenennung markierte jedoch weniger einen Abschied, sondern vielmehr einen Aufbruch zu „neuen Ufern“ innerhalb der Abteilung Populär- und Alltagskultur am Landesmuseum Württemberg (LMW) und mit dem Museum der Alltagskultur in Waldenbuch. Damit verbunden waren Neukonzeptionen in den unterschiedlichen Feldern. Für die Landesstelle bedeutete dies vor allem ein Konzept, das ihre Kernkompetenzen stärkte, d. h. die Bereiche Forschung und Dokumentation neu aufstellte und strukturierte, auf ausgewählte Themen fokussierte, Vermittlungsformate erweiterte und die Bibliothek und das Archiv für Populär- und Alltagskultur reorganisierte. Dabei war es wichtig, das eigene Profil zu schärfen, sich auch innerhalb der Gruppe der Landesstellen in Deutschland neu zu verorten und den Anschluss an aktuelle Perspektiven und Fragestellungen zu gewinnen.

2 Für die Zukunft der Landesstelle für Alltagskultur war deren Umbenennung im Jubiläumsjahr 2023 ein längst überfälliges Vorhaben und zentrales Anliegen. Dadurch trägt sie nicht nur den Entwicklungen im Fach in inhaltlicher und methodischer Hinsicht Rechnung, sondern unterstützt mit ihrer kulturwissenschaftlichen Perspektive und als kritisch reflektierende Forschungs- und Dokumentationseinrichtung das Angebot und die Bedeutung des Landesmuseums Württemberg als Ort gesellschaftlicher Auseinandersetzung. Die Bestände der Landesstelle für Alltagskultur werden fortan unter der Bezeichnung „Archiv für Populär- und Alltagskultur“ geführt.

Die Überarbeitung der Konzeption der Landesstelle ist vor dem Hintergrund ihrer historischen Entwicklung zu sehen. Über die Jahre hat sich an ihrer vergleichsweise minimalistischen Ausstattung – mit zwei Vollzeitstellen gehört sie zu den kleineren Landesstellen in Deutschland – wenig geändert. Eine bedeutende Zäsur war, dass die einstige Selbstständigkeit und Unabhängigkeit innerhalb des Landesmuseums Württemberg verloren ging, als die Landesstelle 1989 als Referat der Abteilung Populär- und Alltagskultur zugeordnet wurde. Wie ist es dazu gekommen?

Im Rückblick zeigt sich, wie die Arbeit an der Landesstelle in Stuttgart auch immer wieder bestimmt wurde von Rahmenbedingungen und Anforderungen von Gesellschaft und Politik, etwa 1979 bei der Entscheidung, die Landesstelle dem Landesmuseum Württemberg zuzuordnen. Was auf den ersten Blick als folgerichtig erschien – materielle und immaterielle Forschung, Sammlung und Dokumentation unter einem Dach zu vereinen –, musste in der Folgezeit konzeptionell, strukturell und personell umgesetzt werden. Dies gelang in der Vergangenheit aus unterschiedlichen Gründen nur ansatzweise, auch weil es sich um eine politische Entscheidung von oben gehandelt hatte, die nicht fachwissenschaftlich motiviert war. Dazu kommen die individuellen Forschungsinteressen und persönlichen Präferenzen der jeweiligen Leiter*innen der Landesstelle, die die inhaltlichen Schwerpunktsetzungen der Landesstellen-Arbeit bestimmten. Erst 2006 und 2017 wurden im Zusammenhang mit Neubesetzungen der Landesstellenleitung abteilungsintern erstmals grundsätzliche Überlegungen zu den Aufgaben und Zielen der Landesstelle sowie deren Perspektiven diskutiert. Die Veränderungen an den Universitäten im damaligen Vielnamenfach Volkskunde / Europäische Ethnologie / Empirische Kulturwissenschaft / Kulturanthropologie hatten sich schon weit von dem ehemals volkskundlichen Kanon entfernt, was auch an der Häufigkeit der Umbenennungen zum Ausdruck kommt (Schmoll 2020; Forum zur Falkensteiner Tagung in der Zeitschrift für Volkskunde 116/2 [2020]). Diese Dynamik im Hinblick auf seine Bestimmung und Verfasstheit (Gegenstand, Forschungsinteressen und -methoden), die das Fach seit jeher auszeichnet, begann lange vor Gründung der ersten Landesstelle in Deutschland.

1891 veröffentlichte der Philologe Karl Weinhold (1891: 2) in der von ihm herausgegebenen *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde* einen programmatischen Aufsatz, in dem er dazu aufrief „[1] umfassende Sammlungen anzulegen: alles und jedes Material, so genau wie der Naturforscher das seine, aufzusuchen, möglichst [2] rein zu gewinnen und [3] treu aufzuzeichnen, in Wort und Bild, wo beides möglich ist“. Zur Erklärung ergänzte er: „Die [4] Gegenwart zerstört systematisch, was aus der [5] Vorzeit noch erhalten ist.“

Volkskundliches Sammeln hieß damals: auf Vollständigkeit zielend, kontextlos, eifrig, leidenschaftlich und retrospektiv. Das Sammeln erfolgte aus Gründen der Sicherung und des Bewahrens von Zeugnissen, die im Verschwinden begriffen zu sein schienen. Volksforschung war in jener Zeit eine Bewegung von zahlreichen „Hobby-



Abb. 2: Hausschild der Landesstelle für Volkskunde (© Landesstelle für Alltagskultur, Stuttgart)

Volkskundlern“ und Volkskunde eine „praktische Wissenschaft“, bei der „Volk“ und „Natur“ zentrale Sinnstiftungsformeln waren. Die „bäuerliche Welt“ und das „bäuerliche Volk“ standen im Zentrum des Interesses, und die Gegenstände des Sammelns und Bewahrens wurden als dessen kulturelle Ausdrucksformen gesehen: Sagen und Lieder, Sitten und Bräuche, Tracht und Volkskunst. Sie galten als „Volkskultur“ und waren ideologisch entsprechend aufgewertet.

Als am 1. April 1923 eine „Abteilung Volkstum“ beim Landesamt für Denkmalpflege eingerichtet wurde, war damit für Peter Goeßler, Leiter des Landesamtes, auch die Idee verbunden, eine umfassende Heimatschutz- und Heimatpflegebehörde zu gründen, bei der unter einem Dach nicht nur die Denkmalpflege, sondern auch der Naturschutz sowie die staatlichen Museen und Archive zusammengefasst waren. Es schien damals selbstverständlich, auch die Sammlung und Dokumentation volkstümlicher Überlieferungen in einer eigenen Abteilung dort anzusiedeln, denn für Goeßler gehörten auch die Zeugnisse volkstümlicher Sachkultur in die Museen. Aufgabe der Heimatpflege sollte es sein, Objekte traditioneller Kultur und die damit verbundenen Ordnungen und Werte zu schützen, zu bewahren und an künftige Generationen weiterzugeben. Die Behörde kam letztlich nicht zustande, auch wegen der Entlassung Goeßlers durch die nationalsozialistische Kulturverwaltung 1934 (Schöck 2005).

In diesen Jahren wurden zwei volkskundliche Großprojekte in Angriff genommen: das „Handwörterbuch des Aberglaubens“ und der „Atlas der deutschen Volkskunde“.³ Im Zusammenhang mit dem Atlas-Projekt wurde die Abteilung Volkstum

3 Der Atlas der deutschen Volkskunde (ADV) zählt zu den größten geisteswissenschaftlichen Langzeitprojekten, die im 20. Jahrhundert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) gefördert wurden. Die Vermessung und kartografische Erfassung einer damals als gefährdet eingestuften „Volkskultur“ wurde von 1928 bis 1980 durchgeführt. Mittels Fragebögen, die von 20.000 ehrenamtlichen Gewährsleuten bearbeitet wurden, konnten Millionen von Daten u. a. zu Alltagsleben, Bräuchen, Festen und Ritualen und zu religiösen Vorstellungswelten erhoben werden. Dieses Material wurde ausgewertet und auf Kartenbildern verzeichnet, die Auskunft geben über die Verbreitung

1929 dann zur Berichtsstelle des Atlas für Volkskunde und ihr Name in „Württembergische Landesstelle für Volkskunde“ geändert (von 1982 bis 2023 Landesstelle für Volkskunde).

Mit August Lämmle (1876–1962) konnte ein vor allem regional bekannter Mundartdichter, Lehrer und Heimatkundler zum ersten Abteilungsleiter berufen werden, dessen Aufgabe das Sammeln volkstümlicher Überlieferungen sowie die Erfassung von Flurnamen, Volksliedern und Segenssprüchen sein sollte. Er verfügte über ein Netzwerk an Gewährsleuten, Korrespondenten und heimatkundlich interessierten Laienforscher*innen, war Herausgeber der Monatsschrift „Württemberg“ und Organisator der Württembergischen Trachtenschau in Stuttgart 1925.

Die Schwerpunkte seiner Sammeltätigkeit wurden u. a. in Absprache mit Wissenschaftlern außerhalb der Landesstelle gesetzt. Allen voran ist hier der Tübinger Germanist und Sprachforscher Karl Bohnenberger zu nennen. Dessen ethnografischer Blick auf das „einfache Volk“ entsprach zwar seiner Zeit, aber sein wissenschaftliches Interesse lag auf dem Alltag der Menschen und weist deutlich über einen folkloristischen Horizont hinaus. Dies kommt auch in den Fragebögen für die Sprach- und Konferenzaufsätze, die er entworfen hatte, zum Ausdruck. Sie gelangten wohl 1931 in die Landesstelle. Diese Überlieferungen, die den Lebensalltag der Bevölkerung beschreiben, dienen heute als wichtige Quelle insbesondere für Heimatforscher*innen und gehören zum Grundstock des Bestandes der Landesstelle.⁴

Lämmle brachte zudem seine eigene Sammlung an Überlieferungen, u. a. auch zahlreiche Fotos, in die Landesstelle ein. Auch seine Bekanntschaft mit Max Lohß (1888–1981), einem Lehrer und Volkskundler aus Welzheim, der sich als Hausforscher einen Namen gemacht hatte, erwies sich als gewinnbringend für die Sammlungen der Landesstelle (Lohß 1932). Aber auch andere Kooperationen wie mit dem Deutschen Volksliedarchiv (heute Zentrum für populäre Kultur und Musik [ZPKM]) in Freiburg waren für den Aufbau des Archivs der Landesstelle entscheidend.

Neben der umfangreichen Liedsammlung, die 22.262 Liedbelege (Volks- und Kinderlieder, Abzählreime und Balladen) aus Württemberg in Zettelform umfasst, wurde auch das Bildarchiv begründet. Es enthält heute ca. 22.800 Fotografien als Negative und Positive auf Glas, Papier und Kunststoffen und rund 12.800 Dias mit Abbildungen des ländlichen Alltags vor 1900 sowie eine umfassende Trachten- und

von Kultur im Raum. Die für diese Arbeit neu geschaffenen Institutionen des ADV führten zur Gründung von Landesstellen für Volkskunde landesweit (umfassend dazu Schmoll 2009).

4 Diese Quellen wurden um 1900 verfasst. Volksschullehrer in Württemberg konnten im Rahmen ihrer Fortbildung Hausarbeiten anfertigen und anhand von Fragebögen Erhebungen zum Alltagsleben durchführen. Die Ergebnisse fassten sie in den sogenannten Konferenz- und Sprachaufsätzen zusammen. Auf Basis dieser Sammlung von über 500 Aufsätzen wurden 1961 frühe Teilauswertungen in Buchform sowie 1963 und 1980 in einer zweiten und dritten Auflage publiziert.

Brauchdokumentation. Ebenso wurde eine Flurnamensammlung begonnen, die später Helmut Dölker erheblich ausbaute.

1938 ließ sich August Lämmle auf eigenen Wunsch pensionieren. Zuvor hatte er sich als Verfasser zahlreicher nationalkonservativ gefärbter Texte, die Hitler und das NS-Regime verherrlichten, dem Regime angedient und war Mitglied im „Schwäbischen Dichterkreis“ geworden, ohne jedoch in der Partei Karriere zu machen oder aufzusteigen. Er wurde zwar 1947 in einem Spruchkammerverfahren entlastet, stand aber nach seinem Tod immer wieder in der Kritik. Diese führte Ende der 1990er-Jahre dazu, dass in Baden-Württemberg Straßen, Wege sowie Schulen, die nach ihm benannt waren, umbenannt wurden – unter anderem 2020 eine Schule in Leonberg, seinem letzten Wohnsitz, wo ihm auch die Ehrenbürgerwürde aberkannt wurde (Gramm 2023: 36).

Nach dem Ausscheiden von Lämmle sollte der Germanist und Historiker Helmut Dölker (1904–1992) dessen Nachfolger werden. Er wurde wegen „Parteiferne“ zunächst abgelehnt und die Württembergische Landesstelle für Volkskunde bis Ende des Krieges durch ein Sekretariat verwaltet. Nach Kriegsende wurde Dölker 1947 schließlich mit der Neueinrichtung beauftragt. Seine ersten großen Aufgaben lagen im Wiederaufbau der Abteilung und in der Zusammenführung, Sichtung und Prüfung der in den Kriegsjahren ausgelagerten Bestände. Seine Forschungs- und Sammlungsinteressen galten den Flurnamen, zu denen er 1933 promoviert worden war. Heute enthält die Sammlung von Flurnamen über 150.000 Karteibelege zu Flurbezeichnungen und 600 markungsbezogene Sammlungen. Auf Dölker gehen auch die Ordnung, Ausweitung und Ausstattung der Bibliothek und des Archivs zurück.

Bis 1969 war Dölker nicht nur Leiter der Landesstelle, sondern auch 1. Vorsitzender des „Verbands der Vereine für Volkskunde e. V.“, er gehörte zum Vorstand der Kommission für geschichtliche Landeskunde, er war erster Vorsitzender des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins und in Personalunion zeitweise auch Direktor des Ludwig-Uhland-Instituts und des Landesamts für Denkmalpflege.

Die alltägliche praktische Tätigkeit an der Landesstelle wurde damals von Dölkers „rechter Hand“ Irmgard Hampp (1927–2011) übernommen – eine Konstellation, die zu jener Zeit auch an den Universitäten üblich war. Hampps wissenschaftliche Arbeit konzentrierte sich auf die Themenkreise Frömmigkeit und Aberglauben sowie die traditionelle Sprachforschung. Daneben lagen ihre Tätigkeitsschwerpunkte in der Betreuung der wissenschaftlichen Fachbibliothek, der Bearbeitung der regelmäßig erscheinenden Publikationen der Landesstelle und dem Aufbau des Archivs. Bereits seit 1955 war sie dafür wesentlich zuständig und wurde 1969 Nachfolgerin von Dölker.

Für sie war schon früh klar, dass sich die Volkskunde zu einer „Wissenschaft vom kulturellen Wandel“ entwickelt hat (Hampp 1972: 19). Dies hatte ihrer Meinung nach auch Auswirkungen auf andere Bereiche, bei denen „Gewohntes in Frage“

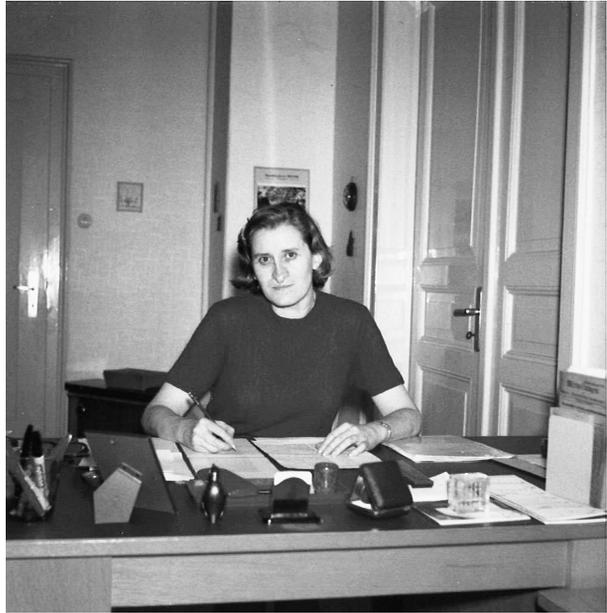


Abb. 3: Dr. Irmgard Hampp in ihrem Büro in der Landesstelle für Volkskunde Herbst 1972 (© Landesstelle für Alltagskultur, Stuttgart)

gestellt wurde, wie etwa Diskussionen um eine Zusammenlegung der beiden Landesstellen in Stuttgart und Freiburg.⁵ Eine Dokumentation des Wandels war für Hampp nur vorstellbar vor dem Hintergrund des „Gegebenen“ und „zuvor Gewesenen“. Mit dem Material einen Ausgangspunkt für die Forschung zu bieten, sah sie daher als eine der Aufgaben der Landesstelle, d. h. die bildlichen und schriftlichen Zeugnisse volkstümlichen Lebens zu bewahren, denn für die „Gegenständlichen ist das Museum zuständig“ ((Hampp 1972: 19).

Aufgrund einer Neugliederung der Ministerien wurde die Landesstelle dann 1979 aus dem Landesdenkmalamt herausgelöst und dem Württembergischen Landesmuseum zugeordnet.⁶ Diese Einbindung hatte zunächst personell und finanziell keine Folgen. Als eigenständiges Referat geführt, verblieben eigene Haushaltstitel,

- 5 1976 gab es den Beschluss einer ein Jahr dauernden Probephase der Zusammenlegung der Württembergischen und Badischen Landesstelle. Die Referatsleitung hatte Hampp inne. 1979 erfolgte dann die Angliederung an das Württembergische Landesmuseum Stuttgart als selbstständiges Referat. Eine gemeinsame Landesstelle für Volkskunde Baden-Württemberg wurde nicht verwirklicht. Bereits in den 1960er-Jahren wurde diskutiert, die Landesstelle dem LUI zuzuordnen, Anfang der 1990er-Jahre dem Landesarchiv Baden-Württemberg.
- 6 In der hauseigenen Rückschau wird vom „Ministerratsbeschluss“ wie von einer oktroyierten Entscheidung gesprochen. Irmgard Hampp wurde aber vor die Wahl gestellt (Stieglitz: Interner Bericht 2019: 2).

die neu herausgegebenen „Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg“ erschienen weiterhin regelmäßig.

1982 wurde in einer Pressemitteilung des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst (MWK) die Anbindung der beiden Landesstellen an das jeweilige Landesmuseum als Erfolgsgeschichte dargestellt: Die Aufgabe der Landesmuseen sei die Sammlung von Zeugnissen des volkstümlichen Lebens. Diese habe sich zunächst auf die Sammlung gegenständlicher Zeugnisse beschränkt und durch die Zuordnung der Landesstellen an die Museen eine „inhaltliche Bereicherung“ erfahren. Diese Einschätzung der Politik wurde ergänzt durch eine damalige Haltung an den Universitäten, die den Landesstellen die Aufgabe zuschrieben, die klassischen volkskundlichen Themen zu besetzen wie Tracht und Fastnacht.

Die verschiedenen Arbeitsfelder von Museum und Landesstelle, die mal als „sach- und nicht-sächlich“ (Prinz/Stieglitz Interner Bericht 2015), gegenständlich und nicht gegenständlich bzw. materiell und immateriell zu fassen versucht wurden, waren immer wieder Gegenstand neuer Zuordnungen durch das MWK. So wurde etwa 1987 der Abteilung Volkskunde im LMW das Sammeln, Bewahren, Erforschen und „Darbieten“ zugeschrieben und der Landesstelle das Dokumentieren und Archivieren, Beraten und „Darbieten“. Eine Trennung von Sach- und Sprach-/Schriftvolkskunde war nach Auffassung des MWK nicht möglich. Irmgard Hampp vertrat weiterhin die Auffassung, dass die Landesstelle auch in Zukunft volkskundlich relevantes Dokumentationsmaterial archivieren, einzelne Forschungsvorhaben verfolgen und die gewonnenen Ergebnisse veröffentlichen sowie Gutachten erstellen und beratend tätig sein wird (Hampp 1972: 20). Dennoch ist nach 1979 kein eigenständiges Forschungs- oder Dokumentationsprojekt der Landesstelle mehr zu registrieren. Diverse aktenkundige Anträge wurden von der Direktion regelmäßig abgelehnt (Stieglitz Interner Bericht 2019: 2).

Die Landesstelle nach der Eröffnung des Museums der Alltagskultur 1989

Die Pensionierung von Irmgard Hampp 1989 und die gleichzeitige Eröffnung des Museums für Volkskultur in Württemberg (heute Museum der Alltagskultur im Schloss Waldenbuch) war nicht nur in personeller Hinsicht eine Zäsur, sondern es entstanden auch neue Aufgabenfelder. Gustav Schöck, der seit 1972 als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Landesstelle für Volkskunde tätig war und diese von 1990 bis 2006 leitete, verstand sie als „zentrale Dienstleistungsagentur“ (Interview Schöck 2022). Er legte dementsprechend großen Wert auf die Vermittlungsarbeit und sorgte durch seine rege Vortragstätigkeit für eine starke Präsenz der Landesstelle in der Öffentlichkeit. Hinzu kam seine Mitarbeit in den Gremien des Schwäbischen Heimatbundes, im Arbeitskreis Heimatpflege im Regierungsbezirk Stuttgart und in der Landesjury zum Heimatpreis.

Die zweite Wissenschaftlerstelle wurde geteilt und von Heidi Steib und Leo von Stieglitz übernommen. Eine Hälfte sollte dabei für den Museumsbereich in Waldenbuch zur Verfügung stehen. Mit der Einrichtung des Museums wurde der „Sog“ nach Waldenbuch jedoch immer stärker (Stieglitz Interner Bericht 2019: 2).

Anfragen aus dem Museum und die Zusammenarbeit bei diversen Ausstellungsprojekten (Baldenhofer 1995; Stieglitz 1994, 2000a, 2000b) führten dazu, dass wenig Zeit blieb, das Profil der Landesstelle konzeptionell zu entwickeln und die Zugehörigkeit zum Museum eigenständig zu nutzen. Es gibt nur wenige Projekte, bei denen versucht wurde, die materiellen wie auch immateriellen Anteile kulturwissenschaftlicher Themenfelder gemeinsam zu bearbeiten wie z. B. die Dokumentation zum Thema Waldenser (1960). Thomas Brune, damals Leiter der Fachabteilung Volkskunde am LMW, erinnert sich: „[...] es müssen Synergien hergestellt werden, denn zu jeder sächlichen Objektivation gehört eine Praxis [...], das ist die immaterielle Seite [...]. Deshalb müssen [...] die materielle und die immaterielle Seite institutionell verkoppelt sein (d. h. zusammen bearbeitet werden, SZT). Das lief bislang nebeneinander einfach nur her [...]. Mir war klar, das wird ein längerer Prozess sein“ (Interview Brune 2023). Die Landesstelle wurde immer mehr zur Zulieferin für das Museum, vor allem bei der Vorbereitung von Ausstellungen. Mitte der 1990er-Jahre waren die Schwerpunkte der Arbeit der Landesstelle hin zum Museum derart verschoben, dass das Profil der Landesstelle als eigenständige Institution in den Hintergrund gedrängt wurde.

In dieser Zeit wurde die erste Arbeitstagung der Landesstellen in Deutschland in Stuttgart organisiert⁷, eine Bibliografie zur Volkskunde in Baden-Württemberg ebenso in Angriff genommen wie die Neuordnung und Neuerfassung der Bibliothek. Diese wichtigen Tätigkeiten täuschen jedoch nicht darüber hinweg, dass sich das Dokumentieren und Archivieren der Gegenwart auf die Lektüre und das Archivieren von Zeitungsausschnitten beschränkte und die Vermittlungs- und Beratungstätigkeit stark im Vordergrund stand.

7 1993 fand erstmals eine Tagung der Landesstellen in Stuttgart statt. In Stuttgart beteiligten sich damals elf Institutionen und berichteten über ihre Aufgaben und Probleme. In seinem Abschlussreferat wies Konrad Köstlin damals darauf hin, dass die Landesstellen im volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Spektrum ein Eigengewicht haben und eigene Wege beschritten werden müssen, „bei aller notwendigen Konzentration auf traditionelle Felder sollten auf alte Fragen, neue Antworten gegeben werden“ (Stieglitz 1994: 419). Als Ergebnis der zweiten Arbeitstagung 1994 in Bonn wurde eine Resolution verabschiedet mit der Forderung nach Einrichtung von Landesstellen in den neuen Bundesländern. Auch in den folgenden Jahren gab es immer wieder Tagungen der Landesstellen. Im April 2024 fand erneut eine Arbeitstagung in Stuttgart statt, die sich mit den vielfältigen Anforderungen der Landesstellen zwischen Forschung, Dokumentation, Beratung und Vermittlung und den jeweiligen Zukunftsperspektiven auseinandersetzte.

2004 führte eine Initiative des MWK zu erneuten Diskussionen um eine Neuorganisation der beiden baden-württembergischen Landesstellen für Volkskunde in Staufen und Stuttgart. Erste Überlegungen dazu kamen aus dem LUI ebenso wie der Vorschlag, eine gemeinsame Landesstelle für Baden-Württemberg zu konzipieren und der Tübinger Universität anzugliedern. Dazu kam es aber nicht. Vielmehr wurde die Arbeit der Landesstelle im Hinblick auf die gesellschaftliche Wahrnehmung von Alltag und Kultur weiter geschärft. So sprach Cornelia Ewigleben, die 2005 die Leitung des Landesmuseums Württemberg übernommen hatte, später in ihrer Präambel zur Sammlungskonzeption über die Sammlungstätigkeit der Abteilung Volkskunde von einer „Dokumentation der Alltagskultur breiter Bevölkerungsschichten im württembergischen Raum. Die [...] Landesstelle für Volkskunde in Württemberg, als ‚Referat Dokumentation‘ geführt, bereichert die Sammlungen zur Volkskunde im Landesmuseum [...]. Sie bietet damit komplementär zu den thematischen Objektsammlungen wichtige kulturhistorische Quellen zur Geschichte der Alltagskultur. Zukünftig wird die Landesstelle ihre Sammeltätigkeit auch um Gegenwartsdokumentationen erweitern“ (Ewigleben 2011: 3). Bisher beschränkte sich die Gegenwartsdokumentation auf das Sammeln von Zeitungsausschnitten zu klassischen volkskundlichen Themen wie Bräuchen, Trachten oder Fastnacht. Es gab nur einzelne problemorientierte empirische Erhebungen. Damit wurde erstmals eine Öffnung zu Themen der Gegenwart formuliert, die jedoch erst sehr viel später begonnen wurde umzusetzen.

Mit dem Ende der Dienstzeit von Gustav Schöck 2006 stand die Zuordnung der Landesstellen in Stuttgart und Freiburg an den Landesmuseen erneut zur Diskussion (Stieglitz 2015).⁸ Letzten Endes kam es zur Eingliederung der Landesstellen in die Museumsreferate. In Stuttgart gehörte die Landesstelle fortan als Referat Dokumentation zur Abteilung Volkskunde. Damit würde eine „sinnstiftende Komplementarität zu den musealen Sachreferaten hergestellt, die für Forschung und Vermittlung wichtige Synergieeffekte erwarten lässt“ (Stieglitz Interner Bericht 2006). Die Landesstelle sollte als Mittler zwischen Universitätsfach und den „Alltagsbedürfnissen“ der regionalen Volkskunde agieren und den wissenschaftlichen Bezug wieder stärken (Stieglitz Interner Bericht 2015). Vom neu geschaffenen Referat wurden wichtige inhaltliche Beiträge zur Erneuerung der Dauerausstellungen des Museums in Waldenbuch, bei Sonderausstellungen und Veranstaltungen erwartet und es sollte zur Kompetenzerweiterung im WLM im Alten Schloss beitragen. „Zukünftig werden vom

8 Mit dem Ende der Dienstzeit von Gustav Schöck wurde bereits die Zuordnungen der Landesstellen in Stuttgart und Freiburg an den Landesmuseen diskutiert. Mögliche Alternativen waren Zuordnungen zu den Universitäten, zu den Staatsarchiven oder ein neues Amt zusammen mit der Landesstelle für Museumsbetreuung. Hausinterne Lösungen in Südbaden Einrichtung einer Außenstelle in Staufen, in Stuttgart Integration in die Abteilung.

Referat ‚Dokumentation‘ verstärkt alltagskulturelle Erscheinungen der Gegenwart dokumentiert und damit das Württembergische Landesmuseum in den Stand gesetzt, dem gesellschaftlichen Bedürfnis nach Vermittlung gegenwartsnaher Themen besser nachzukommen“ (Ewigleben Brief 2006: 2). Auch hier ist von Synergieeffekten für „historische Forschung und gegenwartsorientierte Vermittlung“ die Rede. Die Forderung des MWK nach einer Integration der Landesstelle in die Abteilung Volkskunde bezog sich damit vor allem auf die fachliche Expertise der Landesstelle, die in Zukunft stärker eingeholt werden sollte.

Zu den Aufgaben von Leo von Stieglitz als Nachfolger von Gustav Schöck gehörte vor allem die Betreuung von Sammlungsbereichen, die aus seinen früheren Zuständigkeitsbereichen als Referent für Volkskunst, Gesellschaft und Arbeit im Museum stammten. Zukünftig sollten alle Dokumentationen, die nicht direkt mit Ausstellungen und Objekten befasst sind, der Landesstelle übergeben werden und auch im Umgang mit den Sammlungen, die Zugehörigkeit und Integration der Landesstelle zur Abteilung Volkskunde unterstrichen werden. 2009 erfolgte dann durch den Umzug der Landesstelle in den Fruchtkasten am Schillerplatz gegenüber dem Alten Schloss auch die räumliche Annäherung an das Landesmuseum.

In dieser Zeit wurden auch die Findbücher für die verschiedenen Archivteile erstellt und online zur Verfügung gestellt. Auch eine engere Zusammenarbeit mit dem LUI wurde angegangen, die sich dann aber vor allem auf die Bereitstellung von Archiv- und Dokumentationsbeständen für diverse Projekte beschränkte.⁹

Mit der Konzeption und Umsetzung der Webseite „www.alltagskultur.info“ wurde außerdem versucht, die gemeinsame Schriftenreihe mit der Landesstelle in Baden „Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg“ (1985–2004) zu ersetzen und online über aktuelle Forschungen südwestdeutscher Volkskunde / Kulturwissenschaft zu informieren. Auf dieser Grundlage wurde später die Webseite des Netzwerks „Forum Alltagskultur“ entwickelt, das 2016 im Zuge der „Kleinen Fächerinitiative“ begründet und durch das Verbundprojekt „KulturWissen vernetzt“ abgelöst wurde.¹⁰

In Vorbereitung auf die Nachfolge von Stieglitz‘ wurde 2015 mit der Entwicklung einer Zukunftsplanung für die Landesstelle begonnen. Als Arbeitsschwerpunkte wurden die Digitalisierung der wichtigsten Archivbestände¹¹, Information und Beratung, Publikationen der Archivteile, Öffentliche Präsenz (Vorträge, Mitarbeit in Ver-

9 Für folgende Projekte: „Konstituierung von Region als Wissensraum. Der Beitrag von Volkskunde und Sprachforschung in Württemberg (1890–1930)“ (DFG 2006–2008); „Wissenschaft und Landeskultur. Volkskundliches Wissen im staatlichen Reorganisationsprozess“ (DFG 2008–2010); „Sprachalltag in Nord-Baden-Württemberg“ (MWK 2009–2015, in Kooperation mit dem LUI).

10 „KulturWissen vernetzt“ ist ein Kooperationsverbund in Baden-Württemberg, der von der VW-Stiftung gefördert wird (2021–2027); www.alltagskultur.info.

11 Hierzu zählen die Sprach- und Konferenzaufsätze, das Lied- und das Flurnamenarchiv. Alle Bestände sind seit 2022 digitalisiert und online verfügbar.

bänden), Fortführung der Webzeitschrift „Alltagskultur!“ sowie Bearbeitung der Archive (Auswertungen und ergänzende Dokumentationen) angeführt. Von der „nutzbringenden Zusammenarbeit mit der Museumsvolkskunde“ wurden erneut „Synergieeffekte durch die fachlich-inhaltlichen Überschneidungen“ erwartet, denn viele kulturelle Äußerungen seien „in irgendeiner Form verdinglicht [. . .]. Eine Trennung von Sach- und nicht-sächlicher Volkskunde ist daher in vielen Fällen unrealistisch und unwissenschaftlich“ (Prinz/Stieglitz Interner Bericht 2015). Was dies jedoch konkret bedeuten würde, blieb ebenso offen wie die Frage nach den Zuständigkeiten und Abgrenzungen: „Ist die Landesstelle nur ein ‚Steinbruch‘ für das Museum oder mehr?“ (Prinz/Stieglitz Interner Bericht 2015)

2017 übernahm Sabine Zinn-Thomas das Referat Dokumentation und fokuzierte dessen Aufgaben und Ziele stärker auf Forschung und Dokumentation. Dazu entwickelte sie die Perspektive der Gegenwart und richtete diese auf Transformationsprozesse mit den Schwerpunkten: Mobilität, Diversität, Tradition/Innovation und Umwelt. Kulturwissenschaftliche Forschung, Dokumentation und Archivarbeit sind in der Praxis der Landesstelle nun stärker miteinander verknüpft. Im Zusammenhang von empirischen Erhebungen aus Dokumentations- und Forschungsprojekten (v. a. Interviews, Fotografien und Videos) entsteht neues Material, das in das Archiv für Populär- und Alltagskultur einfließt, dieses erweitert und allen Interessierten offensteht.

Daneben gehören zu den Aufgaben der Landesstelle nach wie vor die Digitalisierung und Aufbereitung der Sammlungen und Bestände für einen größeren Nutzerkreis. Zwei neue Dokumentationsfelder mit Langzeitperspektive werden derzeit entwickelt: Erinnerungskultur und immaterielles Kulturerbe. Darin geht es zum einen um den Umgang mit individueller Erinnerung wie auch um das kulturelle Gedächtnis eines Ortes oder einer Region,¹² zum anderen um den Umgang mit Traditionen im Kontext einer UNESCO-Listung als immaterielles Kulturerbe und der damit einhergehenden Transformationen.

Ausgebaut wurde die Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit durch das Erproben von neuen Formaten wie etwa Präsentationen in „Google Arts & Culture“ oder Blogs¹³, neben der Organisation von Veranstaltungen wie Vorträge, Podiumsdiskussionen und ausgewählte Themenführungen.

12 Zum Beispiel in dem Teilprojekt der Landesstelle für Alltagskultur innerhalb des Verbundprojekts „Kultur Wissen vernetzt“: Sabine Zinn-Thomas und Angelika Merk: Zum Umgang mit dem nuklearen Erbe in Baden-Württemberg. Von den Zukunftsversprechen der Vergangenheit zu den Zukunftsperspektiven der Gegenwart. In: Karin Bürkert (Hrsg.): Alltag, Konflikt, Wandel. In Nachbarschaft zum Kernkraftwerk. Tübingen 2024. S. 286–299. <https://www.alltagskultur.info/kulturwissen/>.

13 Siehe hierzu „Google Arts & Culture“-Präsentationen zu Tracht (2019), Wandern (2023), Nachbar Atomdorf (2024).

Anlässlich des 100-jährigen Bestehens der Landesstelle für Volkskunde lag im Jubiläumsjahr der Fokus auf dem Thema Wandern. Damit sollte auch ein Bogen gespannt werden, der von den Anfängen des Fachs Volkskunde und der Gründung der Landesstelle für Volkskunde 1923 bis in die Gegenwart reicht. Dazu wurde ein vielfältiges Veranstaltungsprogramm organisiert, bei dem das Spektrum reichte von der mit dem Museum der Alltagskultur in Waldenbuch und dem „Schwulen Wandertreff Stuttgart“ realisierten Ausstellung „Wir wandern wie die Anderen“ über Vorträge, Podiumsdiskussionen bis zu einer gemeinsamen Wanderung mit vielen Teilnehmern aus verschiedenen Vereinen, u. a. dem Schwäbischen Albverein.

Exemplarisch für den Ausbau der Zusammenarbeit mit dem Museum der Alltagskultur konnte in den letzten Jahren Material bei Übernahmen in die Sammlungen des Museums erhoben und erforscht sowie im Kontext der Ausstellung „Mein Stück Alltag“ aufbereitet werden.¹⁴ Diese oftmals spontan entstandenen Projekte sollen in Zukunft strategischer angegangen werden u. a. durch den Ausbau der digitalen Vernetzungen. Weitere Beispiele sind die Zusammenarbeit im Verbundprojekt „KulturWissen vernetzt“, bei der die Landesstelle ein Teilprojekt bearbeitet, sowie das geplante Pop-up-Museum des Museums der Alltagskultur in Neckarwestheim.

Welche der oft beschworenen Synergieeffekte sich in Zukunft ergeben werden, wird sich zeigen. Nach wie vor Thema ist die Verortung der Landesstelle sowohl im Landesmuseum Württemberg als auch im Museum der Alltagskultur in Schloss Waldenbuch. Was in der Vergangenheit nur ansatzweise gelungen ist, stellt sich heute als Herausforderung für die Zukunft dar: Es geht darum, die unterschiedlichen Arbeitsfelder von Sammlung, Dokumentation und Forschung zusammenzubringen, um einen größeren Erkenntnisgewinn zu erzielen, also aus unterschiedlichen Perspektiven und mit verschiedenen Methoden Material zu erheben, Wissen zu generieren sowie Themen sowohl in materieller als auch immaterieller Hinsicht zu bearbeiten.

Einblicke: Landesstellen und andere verwandte Institutionen in Deutschland

Diese Neuausrichtung betrifft nicht nur die Stuttgarter Landesstelle, sondern alle kulturwissenschaftlich-volkskundlich arbeitenden Landes- und Forschungsstellen. Sie wollen ihre materiellen und immateriellen Materialien zusammenbringen, sie mithilfe der Datenbanken verknüpfen und dadurch zugänglich und recherchierbar

14 Zum Beispiel „Mein Stück Alltag“ mit Kalimera (griechische Migrant*innen 2. Generation), mit Krankenpfleger*innen (Klinikum Böblingen). Bei der Übernahme von zwei Masken eines türkischstämmigen Maskenschnitzers und einem Rottweiler Schantle arbeiteten Landesstelle und Museum zusammen. Siehe hierzu: Sabine Zinn-Thomas: „Jedem zur Freud, niemand zu Leid“? Fastnächtliches Brauchregime als „lebendiges“ Kulturerbe. In: Daniel Drascek, Helmut Groschwitz und Gabriele Wolf (Hrsg.): Kulturerbe als kulturelle Praxis – Kulturerbe in der Beratungspraxis. München 2022. S. 173–192.

machen. Dann erst können jene Synergien entstehen, von denen Thomas Brune einst sprach, die neue Impulse versprechen für die Forschung, für die Sammlungs- und Ausstellungspraxis im Museum und unseren Umgang mit Wissen insgesamt. Vielversprechende Ansätze dazu gibt es bereits am LVR-Institut in Bonn (Baisch 2023). Damit verbunden ist eine Erweiterung von Kooperationen und Netzworkebildungen, nicht allein, um sich überregional auszutauschen, sondern auch, um gemeinsam Themen zu bearbeiten, Bestände zu vergleichen und in Beziehung zu setzen, sie zu erforschen und zu publizieren. Gerade der Aufbau einer Beratungsstelle zum immateriellen Kulturerbe – eine oftmals willkommene Erweiterung des Landes- und Forschungsstellenportfolios – eröffnet neue Formen der Zusammenarbeit, die zuvor nicht vorstellbar waren und die vor dem Hintergrund der Zukunftsfähigkeit und -sicherung als nachhaltig erscheinen.

Die Landesstellen und ihre verwandten Institutionen zeichnen sich durch ähnliche, übergreifende Aufgaben und Ziele aus. Ihnen gemeinsam ist das Sammeln, Dokumentieren und Forschen sowie das Vermitteln, Vernetzen und Beraten. Die Dokumentation und Analyse der Alltagskultur der breiten Bevölkerung konzentriert sich auf spezifisch regionale Bezüge in historischer und gegenwartsbezogener Perspektive. Die Schwerpunkte liegen dabei auf kulturellen (Alltags-)Praktiken und soziokulturellen Beziehungen sowie auf den materiellen und immateriellen Aspekten der Alltagskultur. Fast alle verfügen über umfangreiche Bestände unterschiedlichster Provenienz, die in Archiven verwahrt, aufgearbeitet und öffentlich zugänglich sind.

In der Vergangenheit bedienten sie vor allem das klassische Publikum der Volkskunde wie lokal arbeitende Heimat- und Geschichtsforscher*innen. Ansätze, die Landesstellen zu modernisieren, gibt es seit langem, wobei die Zugehörigkeit zur jeweiligen Institution dabei richtungsweisend ist. Neue Orientierung versprachen vor allem kulturwissenschaftliche Perspektiven, die Fokussierung auf Alltags- und Populärkultur, der Gegenwartsbezug und damit verbunden auch gesellschaftliche Entwicklungen im Kontext von Zuwanderung und diverser Gesellschaft. Dabei geht es um Ausdrucks- und Umgangsformen des Lokalen und Regionalen vor dem Hintergrund von globalen Entwicklungen und Prozessen.

Derzeit gibt es 20 Landesstellen und andere verwandte (außeruniversitäre) Institute in Deutschland. Sie sind denkbar divers, unterscheiden sich in ihrer Größe (Personal, Finanzierung) und institutionellen Anbindung. Zu den größeren Instituten zählen jene in Bonn, Dresden, Münster und Bautzen mit jeweils über zehn Mitarbeiter*innen.¹⁵

15 Die Zusammenstellung basiert auf den Selbstdarstellungen der Institutionen, s. Friedreich/Spieker 2021.

Name	Institutionelle Anbindung/Trägerschaft	Unterschiede/Besonderheiten (Auswahl)
Museumsfachstelle Volkskunde der Ostfriesischen Landschaft, Aurich	1949 Land Niedersachsen; Kreise Aurich, Leer, Wittmund; Stadt Emden	Keine aktuelle Dokumentation und Forschung; Verwaltung und Aufarbeitung bestehender Slg.; Zusammenarbeit, Vernetzung und Beratung (Fördermöglichkeiten) im Museumsverbund; Populärwissenschaftliche Publikationen
LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte, Abteilung Volkskunde, Bonn	1953 Land Nordrhein-Westfalen Landschaftsverbände; Landschaftsverband Rheinland (LVR), mehrere Umstrukturierungen, heute zwei Fachabteilungen Sprache und Alltagskultur	2018 Neuorientierung, die auf Profilschärfung, Innovation und verstärkte interdisziplinäre Kooperation abzielt; Forschungs- und Vermittlungsinstanz, die bearbeiteten Themen werden einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht; historische Perspektive auf ländliche Alltagskultur; Film-Dokumentationen u. a. zu Handwerk; Portal Alltagskulturen; Langzeitsicherung Immaterielles Kulturerbe (IKE)
Institut für Volkskunde der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, München	1928 Land Bayern, Anfänge Arbeitsstelle Atlasprojekt; 1937 Landesstelle Bauernhofforschung; 1962 an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften	Analyse und Dokumentation der Alltagskultur in Bayern in historischer und gegenwartsbezogener Perspektive; seit 2017 IKE Beratung und Forschung; Herausgabe Bayerisches Jahrbuch seit 1950
Kommission Alltagskulturforschung für Westfalen beim Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Münster	1928 Land Nordrhein-Westfalen; Volkskundliche Kommission für Westfalen; 2020 Umbenennung in Kommission Alltagskulturforschung für Westfalen; Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL)	Dokumentation des alltäglichen Lebens in Geschichte und Gegenwart mit regionalem Schwerpunkt, vor allem durch projektorientiertes Sammeln, Dokumentieren und Forschen; Digitale Strategie; Sammlungsstrategien für Archive der Kommission; Herausgabe Zeitschrift „Graugold“ seit 2021

Name	Institutionelle Anbindung/Trägerschaft	Unterschiede/ Besonderheiten (Auswahl)
Landesstelle für Alltagskultur, Stuttgart	1923 Land Baden-Württemberg, Landesmuseum Württemberg in Stuttgart; Referat innerhalb der Abteilung Populär- und Alltagskultur, Museum der Alltagskultur Schloß Waldenbuch	Alltagsleben im Südwesten, Themenschwerpunkte: Transformationsprozesse, Mobilität, Diversität, Tradition/Innovation und Umwelt; neue Dokumentationsschwerpunkte „Mobilität“ sowie „IKE in Baden-Württemberg“
Landesstelle für Regional- und Alltagskultur, Staufen	1960, Land Baden-Württemberg, Badisches Landesmuseum in Karlsruhe: staatliche Einrichtung auf Grundlage der privaten Sammlung von Johannes Künzig	1950 Übernahme der von Eugen Fehrle betreuten Materialsammlungen (Badisches Flurnamenarchiv, Badische Belegmaterial der Fragebogenerhebung zum Atlas der deutschen Volkskunde) aus dem aufgelösten Heidelberger Institut; Bereitstellung der vorhandenen Sammlungen für Wissenschaft und Öffentlichkeit (Digitalisierung, Verschlagwortung und Bereitstellung auf Online-Portalen), Sammlungsauftrag zur Alltagskultur und Regionalgeschichte Badens
Sorbisches Institut e. V. / Serbski Institut, Abteilung Kulturwissenschaft, Bautzen / Budyšin	1992 Land Sachsen; Neugründung und Neuprofillierung, privatrechtliche Organisationsform e. V. mit Sitz in Bautzen und einer Zweigstelle in Cottbus; institutionelle Förderung durch die Stiftung für das sorbische Volk Załožba za serbski;	Kultur, Sprache und Geschichte der Sorb*innen/Wend*innen in der Ober- und Niederlausitz, Forschung zu der aktuellen Situation, der Spezifik und dem Vergleich kleiner Kulturen in Europa; seit 2014 Abteilung Kulturwissenschaft mit zwei Schwerpunkten: Sorbische Kultur in der Moderne und Lebensweisen in der Lausitz im 21. Jahrhundert; Bestandsaufnahme/ Begleitforschung IKE/Konzept Kulturtourismus
Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europas (IVDE), Freiburg	1946 Land Baden-Württemberg; Arbeitsgrundlage §96 Bundesvertriebenengesetz; vormals Johannes-Künzig-Institut für ostdeutsche Volkskunde; 2013 IVDE	Dokumentation und Analyse der historischen und gegenwärtigen Populär- und Alltagskultur der Deutschen in und aus Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa; Analyse kultureller Phänomene im Zusammenhang mit der europäischen Integration; 2017 Erinnerungskultur im Kontext von Flucht und Vertreibung; Ton- und Bildarchiv, Nachlässe

Name	Institutionelle Anbindung/Trägerschaft	Unterschiede/Besonderheiten (Auswahl)
Landesstelle für Berlin-Brandenburgische Volkskunde, Berlin	Vormals Landesstelle Brandenburg (Atlasprojekt); seit 1995 an der Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Europäische Ethnologie wiss. Abt. mit regionalem Schwerpunkt	Integrierter Arbeitsbereich in einem Konzept ethnologischer Forschung und Lehre, zwischen theoretischem Instrumentarium und dem Profil einer empirischen Forschungseinrichtung mit regionalem Schwerpunkt; Transformationsprozesse in Ostdeutschland; Nachlässe und Bildarchiv
Fachbereich Europäische Ethnologie/Volkskunde im Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Oldenburg	1989 Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE); Ressortforschungseinrichtung im Geschäftsbereich der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM); An-Institut der Carl von Ossietzky-Universität in Oldenburg	Fragestellungen zur Kultur und Geschichte einzelner Regionen des östlichen Europas und ihre transkulturellen Verflechtungen; Bezug zu § 96 Bundesvertriebenengesetz; Herausgabe Online-Journal für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (JKGE)
Institut für Volkskunde/Kulturanthropologie, Archiv für alltägliches Erzählen, Hamburg	Universität Hamburg	Forschungsarchiv, Schwerpunkte u. a. Lebenslauf- und Erzählforschung, Naturerfahrung und Naturbewusstsein in der Moderne, Technik als biografische Erfahrung
Quellen zur volkskundlichen Regionalforschung in Hessen/Archivbestände am Institut für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft der Philipps-Universität Marburg/Lahn	Philipps-Universität Marburg, Institut für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft	Erhebung und Archivierung von Materialien zur historischen Entwicklung und gegenwärtigen Gestaltung der Alltagskultur von der Hessischen Vereinigung für Volkskunde sowie den beiden Instituten an den Universitäten Frankfurt (Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie) und Marburg (Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft); 1980er-Jahre Aufbau Zeitungsarchiv

Name	Institutionelle Anbindung/Trägerschaft	Unterschiede/ Besonderheiten (Auswahl)
Volkskundliche Beratungsstelle für Thüringen, Hohenfelden	Vorläufer Folklorenzentren DDR; 1993 Land Thüringen; Volkskundliche Kommission für Thüringen e. V.; 1997 Gründung Volkskundliche Beratungs- und Dokumentationsstelle für Thüringen in Erfurt; seit 2020 am Freilichtmuseum Hohenfelden e. V.	Beratung und Forschung zu Immateriellem Kulturerbe; Zukunft der Heimatstuben und Bauen und Wohnen nach 1945; angewandte Kulturforschung und ‚Dienstleisterin‘ auf dem Gebiet der Volkskunde und der kulturell Agierenden in Thüringen; Vernetzungsplattform für Amateurmuseen/Heimatsstuben
Volkskundliche Beratungsstelle beim Landesheimatbund Sachsen-Anhalt e. V. und die volkskundliche Kommission für Sachsen-Anhalt, Halle	1993 Land Sachsen-Anhalt, Landesheimatbund Sachsen-Anhalt e. V., Dachverband der Heimat-, Kultur-, Geschichts-, Regional-, Bürger- und Ortsvereine	Erforschung, Pflege, Schutz und Gestaltung der heimatlichen Alltagswelt, Beratung IKE; Erhalt und Weiterentwicklung von Heimatstuben und -museen
Institut für Pfälzische Geschichte und Volkskunde (IPGV), Kaiserslautern	1953 Bezirksverband Pfalz; seit 1986 Umbenennung in Institut für pfälzische Geschichte und Volkskunde	Migrationsgeschichte von Pfälzer*innen und ihrer Nachkommen, Industriegeschichte der Region, Kulturlandschaften, Geschichte der jüdischen Bevölkerung, Burgen- und Klosterforschung, regionale Zeitgeschichte und Aufarbeitung der Weltkriegsepoche; Archiv mit Migrationskarteien; Flurnamen- und Bildarchiv
Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e. V., Meldorf	1990 eingetragener Verein, ehrenamtlich; Finanzierung über Spenden und Mitgliedsbeiträge	Forum zum Austausch für alle volkskundlich-kulturhistorisch Tätigen in Schleswig-Holstein; Forschung und öffentliche Vermittlung durch Symposien sowie Entwicklung und Förderung von Ausstellungs- und Forschungsvorhaben in Kooperation mit universitären und außeruniversitären Einrichtungen

Name	Institutionelle Anbindung/Trägerschaft	Unterschiede/Besonderheiten (Auswahl)
Kultur- und Heimatpflege des Bezirks Oberpfalz, Regensburg	1950 Bezirksheimatpflege Bezirk Oberpfalz	Fokus auf Kultur- und Heimatpflege in der Region; vielfältige Übersetzungsleistungen zwischen aktueller Kultur- und Geschichtswissenschaft, kommunaler Kulturpolitik, Verbands- und Vereinsarbeit sowie populären Deutungen und Wissensbeständen; Trachtenerneuerung im Umfeld von Trachten-, Musik- und Schützenvereinen; Beratung IKE
Wossidlo Forschungsstelle für Europäische Ethnologie/Volkskunde, Rostock	1994–1999 zwei Projektstellen für die „Enzyklopädie des Märchens“; 1999 Zugehörigkeit zur Universität Rostock; 2002 Gründung der Gesellschaft zur Förderung des Wossidlo-Archivs (GWA)	Tradition und Wandlung/Innovation kultureller Ausdrucksformen im (primär) europäischen Kontext; Zusammenarbeit mit dem Heimatverband Mecklenburg-Vorpommern; Sammlungen und Archivbestände; „WossidiA“ Digitale Präsentation der volkskundlichen Sammlung Richard Wossidlos
Kulturanthropologisches Institut (KAI) des Oldenburger Münsterlands e. V., Cloppenburg	Neugründung 2018 der Landkreise Cloppenburg und Vechta, Universität Vechta und Museumsdorf Cloppenburg	Kulturelle Vielfalt; Aktuell: Forschungen zu Missionarinnen im Oldenburger Münsterland; Publikationen
Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, Dresden	1997 Land Sachsen	Außeruniversitäre Forschungseinrichtung; Erschließung und Dokumentation von Quellen; Überlieferungen aus den Vorgängerinstitutionen des ISGV/DDR; Bildarchive, Nachlässe, Lebensgeschichtliches Archiv; Fokus Industrie- und Arbeiterkultur; Transformationsprozesse, Grenzregime; Wissenschaftsgeschichte Sachsen; IKE-Beratung

Die Unterschiede zwischen den verschiedenen Institutionen lassen sich vor allem im Zusammenhang mit ihrer Gründungsgeschichte und in Bezug auf die jeweiligen Vorgängerinstitutionen in Ost- und Westdeutschland festmachen. Umstrukturierungen, aber vor allem Umbenennungen zeigen, wie sich die Perspektive auf und der Gegenstand selbst verändert haben. Wenig überraschend sind die Verschiebungen von der Volkskunde hin zur Alltagskultur und zum Immateriellen Kulturerbe. Letzteres wird als zukunftsweisend gesehen und verspricht Ausbau und Erweiterungsmöglichkeiten in personeller wie finanzieller Hinsicht. Wie sieht es nun mit den Zukunftsperspektiven der Landesstellen aus?

Ausblicke: Zukunftsperspektiven volkskundlich-kulturwissenschaftlicher Landesstellen

In Vorbereitung auf die Tagung der Landesstellen in Stuttgart im April 2024 wurde im Vorfeld eine Befragung zu den Zukunftsperspektiven der Landesstellen durchgeführt.¹⁶ Dabei zeigte sich, dass neben praktischen Herausforderungen wie dem Bezug neuer Räumlichkeiten, der Digitalisierung der Bestände, neuen Vermittlungsformen wie Blogs, der Herausgabe von populärwissenschaftlichen Zeitschriften und der Konzeption von Online-Ausstellungen es vor allem die Sorge um die dauerhafte Existenz und den Erhalt ihrer Institution und damit auch der kulturwissenschaftlichen Perspektive ist, die viele umtreibt. Und es geht auch um die Frage nach dem Entwicklungspotenzial für Projekte jenseits der Beantragung von Drittmitteln. Die Einrichtung von Beratungsstellen im Kontext des immateriellen Kulturerbes scheint hier eine Möglichkeit zu sein. Sie versprechen ein partizipatives, wertschätzendes und bewahrendes Angebot mit entsprechender Finanzierung. Offen bleibt aber die langfristige Perspektive und die Frage, wie kritische Forschung und Beratungspraxis zu immateriellem Kulturerbe unter einem Dach zusammengehen können.

Die Schärfung des eigenen Profils, neue Kooperationen, Netzwerkarbeit, aber auch die digitale Erschließung und Verfügbarkeit der Bestände sind Aspekte, die ebenso viele beschäftigen. Auch die Folgen der Coronapandemie sind, was das Engagement und die Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen betrifft, noch immer spürbar.

Deutlich wurde aber auch der Anspruch, die Themen in der Region vertieft aufgreifen zu wollen, gerade wenn es um Transformationsprozesse wie den Strukturwandel im Braunkohlerevier in NRW geht. Was die Region diskutiert und in der Region interessiert wird als roter Faden gesehen für die Forschungs- und Sammlungsinteressen vor Ort. Die Landesstellen als „Kulturkümmerer“ (Interview Aka 2022) tragen dazu bei, lokale Kompetenz und ehrenamtliches Engagement der Vielen in Museen,

16 Online-Umfrage Februar 2024. Fragen zu vier Themenbereichen: Zukunft, Forschung, Medien und Kulturpolitik.

Heimat- und Geschichtsvereinen zu stärken und nicht nur Wissen zu vermitteln, sondern auch dieses zurückzugeben und Gefühle der Zugehörigkeit und des Zusammenhalts zu erzeugen und so eine soziale Funktion zu erfüllen.

Die Landesstellen sind nicht erst seit heute im Dazwischen angesiedelt, zwischen Universität und Fachwissenschaft auf der einen Seite und zwischen Öffentlichkeit und Gesellschaft auf der anderen. Was als Schnittstellenfunktion einen gewissen Charme hat, ist auch eine Herausforderung, denn als Institutionen praktischer Kulturarbeit sind die Landesstellen abhängig von der Nachfrage nach ihrer Expertise – auch um ihre Relevanz unter Beweis stellen zu können. Anfragen aus der Politik, von Fachkolleg*innen, den Medien, Hobbyforscher*innen oder Sammler*innen bieten die Chance, wahrgenommen zu werden und die eigene Bedeutung zu unterstreichen.

Dabei ist auch den Veränderungen der Wissenschafts- und Bildungslandschaft insgesamt Rechnung zu tragen: der Digitalisierung, dem höheren Stellenwert von Kooperationen, Interdisziplinarität und Netzwerkbildung, dem freien Zugang zu Forschungsergebnissen (Open Science/Open Access) oder den Erwartungen an Nachhaltigkeit und eine verantwortungsvolle, dem Gemeinwohl dienende Wissenschaft. Daraus ergeben sich für die primär im Dazwischen angesiedelten Landesstellen neue Fragen und Themen in Bezug auf ihr Selbstverständnis, ihre Ausrichtung, Arbeitsweisen und Kooperationsmöglichkeiten, die es noch weiter auszuarbeiten gilt: Wie wird sich das Verhältnis von universitärer und angewandter Kulturarbeit bzw. zwischen Wissenschaft und Praxis zukünftig entwickeln? Welche Anwendungsfelder von Kulturwissen warten darauf, noch entdeckt zu werden, und vor allem durch wen? Mit welchen Zwängen im Hinblick auf Wissensformen (etwa den Stellenwert von Erfahrungswissen oder Alltagswissen) und -praktiken (z. B. in Bezug auf Beratung und Expertise) ist noch zu rechnen? Diese werden durch unterschiedliche Faktoren wie institutionelle Zwänge (administrative Aufgaben, Finanzierungsstrukturen), politische Zwänge (Forschungspolitik, Ethikrichtlinien) oder ökonomische Zwänge (Marktorientierung, Kommerzialisierung) beeinflusst.

Für die Zukunftsfähigkeit der Landesstellen und die Nachhaltigkeit ihrer Arbeit ist es daher nicht nur entscheidend, sich mit Themen und Vermittlungsformaten an gesellschaftlichen Bedürfnissen zu orientieren und diese zu bedienen, sondern sich auch mit den Fragen nach dem Potenzial kulturwissenschaftlicher Praxisformen zu beschäftigen.

Literatur

Baisch, Christian. 2023. „Portal Alltagskulturen im Rheinland: Vernetztes kulturelles Erbe.“ Beitrag im Panel „Digitale ethnografische Archive. Theorie- und Praxisperspektiven auf den Umgang mit Kulturerbe im digitalen Alltag“. Kongress der Österreichischen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft (ÖGEKW): „Alltage und Kultur/en der Digitalität“. (Tagungsband in Vorbereitung)

- Baldenhofer, Jörg et al. 1995. *Schwäbische Tüftler: der Tüftler ein Schwabe? Der Schwabe ein Tüftler?* Begleitbuch zur Ausstellung im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart, 13. 10. 1995–18. 01. 1996. Stuttgart.
- Bürkert, Karin. Hrsg. 2024. *Alltag, Konflikt, Wandel: In Nachbarschaft zum Kernkraftwerk*. Tübingen: EKW-Verlag.
- Friedreich, Sönke und Ira Spieker, Hrsg. 2021. *Alltag, Kultur, Wissenschaft: Die volkskundlich-kulturanthropologischen Institute und Landesstellen* (ISGV digital. Studien zur Landesgeschichte und Kulturanthropologie, 3), hrsg. von Enno Bünz, Andreas Rutz, Joachim Schneider und Ira Spieker. Dresden: Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde.
- Gramm, Bernadette. 2023. „Die August-Lämmle-Schule in Leonberg wird umbenannt.“ In *feld & wege. 100 Jahre Forschung und Dokumentation – von der Volkskunde zur Alltagskultur*, hrsg. vom Landesmuseum Württemberg-Landesstelle für Alltagskultur, 32–37. Stuttgart: arthistoricum.net-ART-Books. doi:10.11588/arthistoricum.1405.c20007.
- Hampp, Irmgard. 1972. „Die Landesstelle für Volkskunde in Stuttgart.“ *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 1: 19–20.
- Haug, Elisabeth. 2021 (1999). „Die Landesstelle für Volkskunde, Staufen: Eine Außenstelle des volkskundlichen Fachreferates des Badischen Landesmuseums.“ In *Alltag, Kultur, Wissenschaft: Die volkskundlich-kulturanthropologischen Institute und Landesstellen* (ISGV digital. Studien zur Landesgeschichte und Kulturanthropologie, 3), 232–247. Dresden: Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde. <https://doi.org/10.25366/2021.85>.
- Lohß, Max. 1932. *Das Bauernhaus in Württemberg und angrenzenden Gebieten*. Heidelberg: C. Winter.
- Moser, Johannes, Jens Stöcker und Alois Döhring, Hrsg. 2005. *Volkskundliche Forschung und Praxis im regionalen Kontext: Eine Präsentation der „Landesstellen“ im deutschsprachigen Raum*. Dresden: Thelem.
- Schmoll, Friedemann. 2009. *Die Vermessung der Kultur: Der „Atlas der deutschen Volkskunde“ und die Deutsche Forschungsgemeinschaft 1928–1980*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Schmoll, Friedemann. 2020. „Volkskunde 70: 50 Jahre Falkenstein – ein Ordnungsversuch.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 116 (2): 217–240. <https://doi.org/10.31244/zfvk/2020/02.03>.
- Schöck, Gustav. 2005. „Die Landesstelle für Volkskunde.“ In *Volkskundliche Forschung und Praxis im regionalen Kontext: Eine Präsentation der „Landesstellen“ im deutschsprachigen Raum*, hrsg. von Johannes Moser, Jens Stöcker und Alois Döhring, 141–146. Dresden: Thelem.
- Staatsarchiv Ludwigsburg. Hrsg. 2019: *Der „Schwäbische Dichterkreis“ von 1938 und seine Entnazifizierung*. Ludwigsburg.
- Simon, Michael, Hrsg. 1999. *Volkskundliche Arbeit in der Region: Ein Wegweiser zu den „Landesstellen“ im deutschsprachigen Raum*. Dresden: Thelem.
- Speidel, Markus. 2024. „Das Pop-up-Museum: Wissen generieren und Zugangsschwellen senken am authentischen Ort.“ In *Alltag, Konflikt, Wandel: In Nachbarschaft zum Kernkraftwerk*, hrsg. von Karin Bürkert, 310–322. Tübingen: EKW-Verlag
- Stieglitz, Leo von. 2000a. *Alltags-Ansichten – Skizzen und Bilder des Stuttgarters Ernst Kunkel (1894–1984)*. Begleitheft zur gleichnamigen Ausstellung im Museum für Volkskultur in

- Württemberg, Waldenbuch, Schloss, 18. Mai 1994 bis 28. August 1994 [Württembergisches Landesmuseum Stuttgart].
- Stieglitz, Leo von. 2000b. *Zünfte in Württemberg. Regeln und Zeichen altwürttembergischer Zünfte vom 16. bis zum 19. Jahrhundert*. Begleitbuch zur Ausstellung im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart, 7. 5. 2000-17. 9. 2000, Stuttgart.
- Stieglitz, Leo von. 1994. „Bericht zur Tagung der Landesstellen.“ *dgv-Informationen*.
- Weinhold, Karl. 1891. Zur Einleitung. *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde* 1: 1–9.
- Zinn-Thomas, Sabine. 2022. „Jedem zur Freud, niemand zu Leid‘? Fastnächtliches Brauchregime als ‚lebendiges‘ Kulturerbe.“ In *Kulturerbe als kulturelle Praxis – Kulturerbe in der Beratungspraxis*, hrsg. von Daniel Drascek, Helmut Groschwitz und Gabriele Wolf, 173–192. München: Institut für Volkskunde der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.
- Zinn-Thomas, Sabine und Angelika Merk. 2024. „Zum Umgang mit dem nuklearen Erbe in Baden-Württemberg: Von den Zukunftsversprechen der Vergangenheit zu den Zukunftsperspektiven der Gegenwart.“ In *Alltag, Konflikt, Wandel: In Nachbarschaft zum Kernkraftwerk*, hrsg. von Karin Bürkert, 286–299. Tübingen: EKW-Verlag.

Quellen

- Ewigleben, Cornelia: Brief an das Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg vom 10. 02. 2006. Seiten 1–3. Landesstelle für Alltagskultur.
- Ewigleben, Cornelia: Sammlungskonzeption des Landesmuseums Württemberg. Präambel. Stand 5. 6. 2011. S. 1-3.
- Konferenzsätze Württemberg, Landesstelle für Alltagskultur Stuttgart. Landesstelle für Alltagskultur Sig. LSVK-KA 1 bis LSVK-KA 493.
- Sprachaufsätze Württemberg, Landesstelle für Alltagskultur, Stuttgart. Landesstelle für Alltagskultur Sig. LSVK-SP 01-01 bis LSVK-SP 68-02.
- Prinz, Gerhard und Stieglitz, Leo von: Interner Bericht „Zur Situation der Landesstelle für Volkskunde für die Perspektivsituation am 21. 7. 2015“ (15. 07. 2015) Landesstelle für Alltagskultur Sig. LVS-R 0814.
- Stieglitz, Leo von: Interner Bericht „Perspektiven der Landesstelle für Volkskunde“ (12. 06. 2015). Landesstelle für Alltagskultur Sig. LVS-R 0815.
- Stieglitz, Leo von: Notiz 2017. Landesstelle für Alltagskultur Sig. LVS-R 0816.
- Stieglitz, Leo von: Interner Bericht „Standpunkte zur Landesstelle für Volkskunde“ (24. 09. 2006). Landesstelle für Alltagskultur Sig. LVS-R 0805.
- Stieglitz, Leo von: Interner Bericht „Eine Einführung in die Geschichte – oder die Fußstapfen“ (07. 01. 2019) Seiten 1–3. Landesstelle für Alltagskultur Sig. LVS-R 0806.
- Zinn-Thomas, Sabine: Interview mit Gustav Schöck (2022).
- Zinn-Thomas, Sabine: Interview mit Thomas Brune (2023).
- Zinn-Thomas, Sabine: Interview mit Lisa Maubach (2022).
- Zinn-Thomas, Sabine: Interview mit Christine Aka (2022).
- Zinn-Thomas, Sabine: Interview mit Ira Spieker (2022).
- Online-Umfrage Februar 2024. Fragen zu vier Themenbereichen: Zukunft, Forschung, Medien und Kulturpolitik.

Verbundprojekt Kultur Wissen vernetzt: <https://www.alltagskultur.info/kulturwissen/>.

Google Arts & Culture Präsentation 2019: Tracht tragen heute. Zwischen Tradition und Spaßkultur. <https://artsandculture.google.com/story/sgWhJePOEOD9EQ> (09.07.24).

Google Arts & Culture Präsentation 2023: Wandern, so geht's?! https://artsandculture.google.com/story/AgWRi_yRT1Hbeg (09.07.24).

Google Arts & Culture Präsentation 2024: Nachbar Kernkraftwerk. Vom Dorfleben vor und nach dem Atomausstieg. <https://artsandculture.google.com/story/YwVBX7NhPIsdMw> (09.07.24).

Birgit Johler, Lioba Keller-Drescher, Jan C. Watzlawik

Professionelle Improvisation

Doing (Summer School) Museologie

Birgit Johler, Lioba Keller-Drescher, Jan C. Watzlawik
Professional Improvisation – Doing (Summer School) Museology

Abstract: Lioba Keller-Drescher (Münster) and Birgit Johler (Graz) have been organising the Summer School Museology at the LWL-Freilichtmuseum Detmold since 2021. In the spirit of research-based learning, the museum becomes a place and object of research for a week. The participants work on theoretical and practical issues concerning the collection, develop curatorial and educational concepts and present the results to the public at the end of the week in the form of an exhibition. In this way, the programme is geared equally towards the need for practical training and young talent in the museum profession, as well as bringing university and museum closer together. The professional improvisation that such a format requires is intended as an impulse for the development of teaching formats in times of AI.

Using three posters and six photographs, Jan C. Watzlawik (Dortmund) conducts an interview with the two organisers on the genesis, programme and practice of the Doing Summer School Museology.

Keywords: Summer School; Museology; Museum; Open-Air Museum; Research-based Learning

Das Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie der Universität Münster veranstaltet gemeinsam mit dem LWL-Freilichtmuseum Detmold, Westfälisches Landesmuseum für Alltagskultur, seit 2021 eine einwöchige Summer School zu aktuellen Themen und Aufgaben von Museen. Die Teilnehmer:innen bekommen vertiefende Einblicke in das Museum als Praxisfeld, als Forschungsort, als Sammlungs- und Vermittlungsinstitution und vieles mehr.

Dabei stellt das wissenschaftlich-kuratorische Konzept nicht Vorträge, Referate und Fachexpertise in den Mittelpunkt, sondern Forschendes Lernen: Für die Teilnehmer:innen wird das Freilichtmuseum eine Woche lang zum Forschungsort und Forschungsgegenstand. Sie bearbeiten sammlungstheoretische und -praktische Fragen, erarbeiten kuratorische und vermittlerische Konzepte und präsentieren die Ergebnisse am Ende der Woche in Form einer Ausstellung der Öffentlichkeit. Das Freilichtmuseum Detmold, 1960 gegründet und 1971 unter der Leitung des Volkskundlers Josef Schepers (1908–1989) eröffnet, gilt heute als das größte Freilichtmu-

seum in Deutschland. Mit dem von Schepers entwickelten Konzept der „Zeitschnitte“ wurden die einzelnen Häuserobjekte entwickelt. Im Fokus stand die Darstellung des ländlichen Lebens und der bäuerlichen Kultur in den historischen Landschaften von Westfalen vom 16. bis ins 19. Jahrhundert. In jüngerer Zeit werden auch das 20. Jahrhundert sowie zeitgeschichtliche Themen berücksichtigt und nach Möglichkeit die Geschichte der Häuser mit der Geschichte ihrer Bewohner:innen verknüpft. Unter dem 2022 ausgerufenen Thema „Museum under construction“ und aktuell für 2024 „MAKING OF – Museum im Werden“ stellt das Freilichtmuseum museologische Fragen an das Konzept und seine Tätigkeitsfelder und stellt zugleich das im Bau befindliche innovative Ausstellungs- und Eingangsgebäude vor. Das Format Summer School, das zum ersten Mal im Sommersemester 2021 im Freilichtmuseum stattfand, ist ebenfalls *under construction* und wird hier als ein Lehrforschungsformat weiterentwickelt, das sich gleichermaßen am Bedarf praxisnaher Ausbildung und dem Nachwuchsbedarf des Berufsfeldes Museum orientiert sowie Universität und Museum enger verzahnt.

Anhand von drei Plakaten und sechs Fotografien führt Jan C. Watzlawik (Dortmund) ein Interview mit Lioba Keller-Drescher (Münster) und Birgit Johler (Graz), den beiden Leiterinnen der Summer School Museologie.

JCW: Liebe Lioba Keller-Drescher, liebe Birgit Johler, ihr beiden führt die Summer School Museologie bald im vierten Jahr durch. Könnt ihr was zur Vorgeschichte erzählen? Wie habt ihr beiden und das Freilichtmuseum Detmold damals zusammengefunden? Wie kam es zur ersten Summer School? Wie ist deren Grundkonzept und eure Programmatik?

LKD: Zur Vorgeschichte kann ich sagen, dass die Idee schon vor meinem Antritt in Münster im Rahmen der Studiengangsentwicklung im Fachbereich durch meine Kollegin Elisabeth Timm und weitere Kolleg:innen aus Kunstgeschichte und Geschichte angedacht war, um Museologie verstärkt am Fachbereich zu etablieren. Und dazu gehörte unter anderem die Idee einer Summer School. Da meine Stelle den Schwerpunkt in Museum, Sammlung, Materieller Kultur hat, habe ich das dann aufgenommen und im Austausch mit anderen entwickelt. Das erklärt ein bisschen auch, warum das eine reguläre Lehrveranstaltung ist, die für museumsaffine Masterstudiengänge angeboten wird. Sie sollte also von Anfang an ein interdisziplinäres Lehrformat sein. Einiges, was wir zunächst angedacht hatten, hat sich so fachbereichsintern nicht entwickelt, aber die Summer School läuft. Das Freilichtmuseum als Kooperationspartner bot sich dafür dann aus mehreren Gründen an, denn mit ihm, seiner Leitung und seinen Schwerpunkten war das Institut von Beginn an stark verbunden, und das ist immer noch so, zum Glück. Wir haben im engen Austausch die Möglichkeiten einer solchen Veranstaltung mit und vor allem im Museum ausgelotet. Ich konnte eine wissen-

schaftliche Hilfskraft zur Unterstützung einstellen und vor allem konnte ich Birgit Jöhler mit in das Team holen. Die Uni ermöglicht über ein Fellowship-Programm, internationale Kolleg:innen für eine begrenzte Zeit für Forschung und Lehre nach Münster zu holen. Birgit kannte und schätzte ich als wissenschaftliche Kuratorin schon, und dass wir gut miteinander arbeiten können, war so eine Hoffnung. Die hat sich erfüllt. So kamen wir zusammen und dann haben wir angefangen, darüber nachzudenken, was wir eigentlich genau machen wollen.

JCW: Angefangen hat es mit der „Sammelschool 2021: Das Alltagsmuseum unterwegs zu einer Zukunft der Gegenwart“, zu der wir das Plakat sehen (Abb. 1).

LKD: Dieses Plakat entstand als Ausstellungsplakat. Und das, was wir im oberen Teil des Bildes sehen, ist eine kleine Publikation, die wir hinterher über die Ausstellung gemacht haben. Also das Thema Sammlung war gesetzt, aber der Titel der Ausstellung und ob es überhaupt eine Ausstellung werden würde, wurde dann erst während der Summer School entwickelt.

JCW: Ihr vermittelt den Eindruck, dass sowohl für die Museologie als auch für die Summer School Museologie das Sammeln am Anfang steht. Bei dem Cover der Publikation fällt auf, dass viele Notations- und Vermessungsinstrumente gezeigt werden. Wir sehen Gliedermaßstäbe, Feldtage- oder Notizbücher. Was hat es damit auf sich?

BJ: Vielleicht bringe ich mich an diesem Punkt ein, auch als Ergänzung zu dem Titel, den ich nach wie vor sehr schön und passend finde. Er steht stellvertretend für unsere Arbeitsweise. Er ist im Gemeinsamen entstanden, im Gemeinsam-über-die-Ausstellung-Nachdenken, -Reflektieren. Diesen Moment habe ich intensiv in Erinnerung. Die hier abgebildeten Objekte sind die Forschungswerkzeuge, die man braucht, wenn man forschend ins Museum geht, wenn man im Museum arbeitet. Sie verweisen auf der einen Seite auf unsere Arbeit im Museum und gleichzeitig auf das Thema dieser ersten Summer School: eine Forschungsgruppe von Studierenden in der Zeit der Covid-Pandemie. Das waren die Dinge, die in den Rucksäcken und Gepäckstücken der Studierenden mit dabei waren und die wir hier in die Diskussion zum Thema „Gegenwart sammeln“ eingebracht haben.

JCW: Das heißt, ihr versteht eure Summer School als ein temporär beschränktes Lehrforschungsprojekt, bei dem es einerseits um die Lehre der Museologie für eine interdisziplinäre Gruppe von Studierenden geht, andererseits aber um angewandte Forschung zur Museologie?

BJ: Genau. Es ist eine Anforderung an uns, Museologie zu lehren und vor Ort auch anzuwenden. Das Ergebnis ist dann als Ausstellung zu sehen – eine konzeptionelle, reflektierte Auseinandersetzung mit dem jeweiligen Thema.



Sammelschool 2021

Das Alltagsmuseum unterwegs
zu einer Zukunft der Gegenwart

Eine Ausstellung der *Summer School Museologie*
der WWU Münster, Institut für Kulturanthropologie/
Europäische Ethnologie im LWL-Freilichtmuseum
Detmold, Westfälisches Landesmuseum für
Alltagskultur

Einladung zur Ausstellungseröffnung

Sammelschool 2021

Das Alltagsmuseum unterwegs
zu einer Zukunft der Gegenwart

Eine Ausstellung der *Summer School Museologie*
der WWU Münster, Institut für Kulturanthropologie/
Europäische Ethnologie im LWL-Freilichtmuseum Detmold

Freitag 30. Juli | 14 Uhr
Paderborner Dorf | Haus Schwenger | 1. OG

Abb. 1: Publikation und Plakat zur Studienaussstellung „Sammelschool 2021: Das Alltagsmuseum unterwegs zu einer Zukunft der Gegenwart“ von Masterstudierenden Kulturanthropologie, Geschichte, Kunstgeschichte der Universität Münster. LWL-Freilichtmuseum Detmold 2021 (© Lisa Schöne)

JCW: Vom Plakat eurer ersten Summer School gehe ich über zu den der beiden folgenden: „Soviel ist unsicher. Annäherung an ein prekäres Leben“ 2023 (Abb. 2a) und „Schichten unter Schichten, Fragen über Fragen. Ein Behelfsheim aus Lippe“ 2022 (Abb. 2b). Hier fällt auf, dass Architekturen gezeigt werden. Einmal das erwähnte Behelfsheim aus Lippe, überrannt von Stockrosen. Auf dem anderen Plakat der Aufriss eines Bauernhauses sowie das stilisierte Logo der Universität Münster. Warum stehen hier Häuser oder Architekturen im Mittelpunkt? Und wie ist das Verhältnis zwischen der Universität, die hier durch das fürstbischöfliche Residenzschloss vertreten ist, und dem Fachwerkhaus aus dem Museum?

LKD: Ich muss ein bisschen lachen. Es geht tatsächlich gar nicht um Architektur. Es geht um Häuser, und die Häuser sind die Großexponate des Freilichtmuseums. Deswegen kommt man an den Häusern gar nicht vorbei. Sie sind das Freilichtmuseum. Deswegen gibt es immer wieder einen thematischen Zusammenhang mit den Häusern. Wir setzen bei den Häusern an, die nicht so sehr im Zentrum des normalen musealen Alltags in diesem Freilichtmuseum sind. Es sind eigentlich zwei Gebäude der Randständigkeit, die hier gezeigt werden. Einmal dieses sogenannte Behelfsheim, ein Thema, das das Museum 2022 gerade angefangen hatte zu bearbeiten, weil sie die Reste eines Behelfsheim hatten, die da aufgebaut werden sollten. Und daran konnten wir anknüpfen und uns mit diesem Themenbereich beschäftigen. Mit den Fragen: Was ist eigentlich mit dieser Art von Gebäude, wenn es in ein Museum kommt – das sonst in der Hauptsache aus stattlichen alten Häusern besteht – und das hier eine Art von Moderne repräsentiert, die aber aus sehr bedenklichen Zusammenhängen der NS-Bauplanung stammt? Wie kann man damit umgehen? Wie soll man das auf- und ausstellen? Was ist die Geschichte, sind die Geschichten, die da drin und drunter sind? Das Gebäude auf dem Plakat „Soviel ist unsicher“ soll eben nicht ein stattliches Haus zeigen, sondern das brüchige Haus von Bewohner:innen, die am Rande der dörflichen Gesellschaft leben und da irgendwie überleben müssen. Das ist aber ein Gebäude, das schon zu diesem Thema im Museum steht und dessen Einrichtung und Narration in den nächsten Jahren überarbeitet werden soll. Wir haben versucht, in der Summer School 2023 zu überlegen, wie kann man diese prekären Lebensformen, die eine große Normalität der historischen Dorfgesellschaften zeigen, aber selten so thematisiert werden, wie können die im Museum an einem konkreten Fall erarbeitet, neu gedacht und neu ausgestellt werden? Und deswegen kümmern wir uns weniger um Architektur, sondern mehr um die Möglichkeiten, die die Gebäude oder die Geschichten dieser Gebäude, die Menschen dieser Gebäude und ihre Neuentwicklung bieten. Und das steht tatsächlich in einem gewissen Spannungsverhältnis zu dem Schloss in Münster, das in stilisierter Weise die Universität repräsentiert.

JCW: Diese Großobjekte sind nicht nur Thema oder Anknüpfungspunkt, sondern auch Ort der Summer School. Dies zeigt ein Bild von 2021 (Abb. 3). Zu sehen ist das

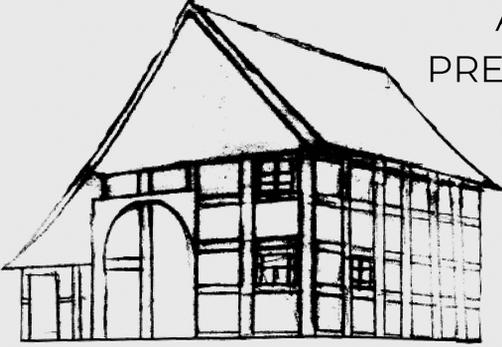

WWU
 MÜNSTER

**SOVIEL
 IST
 UNSICHER**

summer school

Eine Studienausstellung von Masterstudierenden
 der Kulturanthropologie, Kunstgeschichte und Geschichte
 der Universität Münster im Rahmen der
 Summer School 'Museologie' 2023 des Instituts für
 Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie, Münster.

**ANNÄHERUNGEN
 AN EIN
 PREKÄRES
 LEBEN**
 2023



Im LWL-Freilichtmuseum Detmold, Westfälisches
 Landesmuseum für Alltagskultur.
 Atelier Haus Schwenger.
 Während der Öffnungszeiten des Museums. Eröffnung
 am 21. Juli 2023 um 14:00 Uhr im Haus Schwenger.

wissen.leben

LWL
 Für die Menschen.
 Für Westfalen-Lippe.

Abb. 2a: Plakat zur Ausstellung „Soviel ist unsicher. Annäherungen an ein prekäres Leben“ von Masterstudierenden Kulturanthropologie, Geschichte, Kunstgeschichte der Universität Münster. LWL-Freilichtmuseum Detmold 2023 (© Studierendengruppe)

Schichten unter Schichten, Fragen über Fragen – Ein Behelfsheim aus Lippe

Eine Ausstellung von Masterstudierenden Kulturanthropologie und Kunstgeschichte der Universität Münster im Rahmen der Summer School 'Museologie' 2022 des Instituts für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie, Münster



© LWL-Freilichtmuseum Detmold

LWL-Freilichtmuseum Detmold

Galerie im Haus Schwenger/Paderborner Dorf,
vom 22. Juli bis 30. Oktober 2022 während der
Öffnungszeiten des Museums

Abb. 2b: Plakat zur Ausstellung „Schichten unter Schichten, Fragen über Fragen – Ein Behelfsheim aus Lippe“ von Masterstudierenden Kulturanthropologie, Geschichte, Kunstgeschichte der Universität Münster. LWL-Freilichtmuseum Detmold 2022 (© Birgit Johler)



Abb. 3: Ausstellungsraum der „Sammelschool 2021“ im Haus Schwenger im Paderborner Dorf des LWL-Freilichtmuseums Detmold (© Lioba Keller-Drescher)

Innere eines dieser Häuser, das nicht Thema einer Untersuchung war, das aber ein wichtiger Ort für euch zu sein scheint.

BJ: Dieses Foto ist in dem Ausstellungsraum aufgenommen, den wir bislang jedes Jahr bespielen konnten. Er wird uns vom Museum zur Verfügung gestellt und wir suchen ihn zu Beginn der Woche gemeinsam auf, um den Raum zu verstehen, auch in seinen Dimensionen, um zu wissen, was können wir überhaupt machen, wie viel können wir da überhaupt reinpacken? Dieser Raum ist praktisch gelegen, sehr nahe an unserer Unterkunft, und das finde ich, ergänzend zu dem, was Lioba Keller-Drescher gesagt hat, auch noch mal das ganz Besondere an diesem Ort Freilichtmuseum. Es ist einerseits Forschungsort, der diese Forschungsobjekte sozusagen verstreut in diesem Feld für uns bereithält, es ist aber eben auch Aufenthaltsort. Hier tauchen wir für eine Woche auf vielen Ebenen in das Museum ein. Das Foto zeigt einfach gut unsere Arbeitsweise: Jede:r ist gefragt. Wir sind ein Team. Wir machen alle alles. Beziehungsweise versuchen wir auch einzelne Skills, Kompetenzen im Laufe der Woche

herauszufinden. Es bilden sich Teams, und dann findet natürlich auch eine gewisse Arbeitsteilung statt. Aber im Grunde ist jede:r angehalten, immer und überall anzupacken.

JCW: Wir befinden uns hier im Ausstellungsraum des Hauses Schwenger im Paderborner Dorf, wo ja einige Wechselausstellungen des Museums zu sehen sind. Es wirkt so, als wenn er nicht nur Ausstellungsraum, sondern auch euer Arbeitsraum ist. Welche anderen Räumlichkeiten könnt ihr noch nutzen?

LKD: Wir haben das Übernachtungshaus des Freilichtmuseums zu unserer Verfügung mit einem großen Arbeitsraum und diesen Wechselausstellungsraum. Aber wir sind in der komfortablen Lage, dieses Übernachtungshaus für uns zu haben, mit allen Einrichtungen, mit allen Möglichkeiten drinnen und draußen. Das ist, glaube ich, auch so eine Besonderheit unserer Summer School, dass wir da mitten im Museum wohnen und uns da autonom versorgen und das Museum für uns haben, sobald um 18 Uhr alle gegangen sind.

JCW: Die örtliche Gebundenheit und auch Geschlossenheit erinnert etwas an die Filme „Nachts im Museum“. Diese besondere Situation führt sicherlich zu einer ganz eigenen Gruppendynamik. Wie ist denn das Verhältnis zwischen Lehrenden und Studierenden, wenn man tatsächlich fünf, sechs, sieben Tage am Stück aufeinander sitzt? Und gibt es neben euch noch andere Personen, die eingebunden sind?

LKD: Der Aufwand ist zu hoch, dass man es nur mit zwei Lehrenden bestreiten könnte. Man braucht einfach den Support durch ein, zwei andere Personen im Hintergrund als Assistenz, weil ja auch die tägliche Daseinsfürsorge irgendwie geregelt werden muss und sehr viel Organisatorisches und auch Vermittelndes mit dem Museum. Letztes Jahr haben uns die Museumsvolontärin und meine Mitarbeiterin unterstützt. So bildet sich da eine kleine Gruppe, die für Organisation und Lehre zuständig ist. Dazu kommen die Studierenden. Das Haus hat nur eine gewisse Kapazität, man kann das nicht sehr weit ausdehnen. Manchmal ist der Zuspruch höher, manchmal ist er etwas geringer. Es hing auch eben mit der Corona-Situation zusammen. So sind wir dann insgesamt zwischen 15 und 18 Personen im Haus, und mehr geht auch nicht. Und wie ist das Verhältnis? Erstaunlich harmonisch! Zu meiner eigenen Überraschung. Es tauchen eigentlich keine Konflikte auf. Birgit und ich haben ein unterschiedliches Verhältnis zu den Studierenden. Das hängt einfach auch mit unseren unterschiedlichen Rollen zusammen, die wir da wahrnehmen als unterschiedliche Lehrende. Das macht es aber auch interessanter.

BJ: Ich denke, es hat auch was mit der Summer School an sich zu tun, die ja auch auf etwas hinarbeitet. Das gemeinsame Ziel, das Produkt, das am Ende präsentiert werden soll, ist eine Ausstellung. Und das ist vielleicht dann auch der Unterschied zu



Abb. 4: Aufsteller mit improvisierten Post-it-Wegweisern für die „Sammelschool 2021“ am LWL-Freilichtmuseum Detmold (© Birgit Johler)

einer Exkursion, wo es andere Anforderungen gibt oder die andere Aspekte abdeckt. Hier entwickeln wir gemeinsam etwas und setzen es gemeinsam um. Und am Ende der Woche – wir richten jeweils eine WhatsApp-Gruppe ein – ist es auch manchmal richtig emotional: Dieser Moment der Eröffnung und auch die Momente der Verabschiedung, da sieht man, was im Laufe einer Woche auf einer sozialen Ebene auch passiert. Und diese Kommunikation über die WhatsApp-Gruppe geht mitunter nach der Summer School unter den Studierenden noch weiter. Da entstehen auch freundschaftliche Beziehungen.

LKD: Vielleicht kann man das noch mal ergänzen, und vielleicht ist hier der Begriff auch mal ganz gut, den wir sonst aus der Theorie kennen: Community of Practice. Es ist eine Community of Practice für eine gewisse Zeit, die sich da zusammenfindet und eine Gruppe bildet, ein Produkt hervorbringt.

JCW: Auf dem nächsten Bild (Abb. 4) bekommen wir einen kleinen Einblick, ohne viel von einem Produkt zu sehen. Es gibt aber einen Hinweis darauf, nämlich ein Hinweissystem: die Wegweiser zur Ausstellung im ersten Obergeschoss. Da sind professionell gestaltete und gedruckte Plakate auf DWD-Platten geklebt und mit Post-its versehen. Das ist ein interessanter, ästhetischen Ansatz. Diese Mischung aus Professionalität und Improvisation – vielleicht ist es ja auch professionelle Improvisation – scheint

auch für eure Summer School sowie das kuratorische und ästhetische Vorgehen zu stehen.

BJ: Mir gefällt dieses Bild einer professionellen Improvisation eigentlich sehr gut, weil es gut umreißt, wie wir arbeiten und auch mit welchen Möglichkeiten wir arbeiten können. Das Professionelle ist tatsächlich diese Herangehensweise, nämlich wissenschaftlich und museologisch an das Thema, an die Konzeption der Ausstellung heranzugehen. Wir forschen, wir befragen ein Haus oder was eben unser Thema ist, wir konzipieren. Und das tun wir alles sehr überlegt. Das heißt, alles, was in der Ausstellung zu sehen ist, ist konzeptionell gedacht, wurde diskutiert und in einem gemeinsamen Entscheidungsprozess so festgelegt. Gleichzeitig schauen wir immer nach den Möglichkeiten und Ressourcen vor Ort. Was kann uns das Museum bieten? Was kann man an Materialien noch in Detmold besorgen? Inzwischen wissen wir, was es gibt und was nicht. Wenn man durch die Ausstellung geht und erkennt, da fehlt eigentlich noch sowas wie ein Leitsystem, dann ist die Überlegung, wie lässt sich schnell so etwas implementieren? Und dann findet sich jemand, die oder der hier etwas hinzaubert. Das hat dann diesen Reiz des irgendwo ästhetisch Improvisierten, aber doch gut Gedachten und gut Platzierten.

LKD: Ja, es zeigt eines unserer Prinzipien, eben den Umgang mit dem Vorfindlichen. Dazu zählt auch die Unterstützung durch die Museumsmitarbeiter:innen. Das ist ein Prozess der Annäherung, wo wir uns mit unserer Idee an das Museum angenähert haben und das Museum sich an uns angenähert hat. Also auch hier steht sowas wie ein professionelles Improvisieren mit den Möglichkeiten im Vordergrund, die dann gerade im Museum für uns verfügbar sind oder gemacht werden können.

JCW: Wenn man sich die letzten Jahre anguckt, so fällt international ein Stil des Ausstellungsmachens und -gestaltens auf, der einer Ästhetik des Improvisierten oder des Imperfekten folgt. Es wird etwa viel mit Baumarktmaterialien gearbeitet. Bei euch ist dies tatsächlich orts- und situationsabhängig. Ihr habt keine Zeit, Vitrinen anfertigen zu lassen oder die Möglichkeit, alles neu setzen und drucken zu lassen, sondern ihr arbeitet mit dem Vorgefundenen, wofür ja anscheinend das Freilichtmuseum – und besonders auch Detmold – der perfekte Ort zu sein scheint.

BJ: Ja. Ich glaube, da kommt uns dieses sogenannte Museum in Progress sehr zu gute. Dieses Improvisierte und irgendwie auch Veränderbare, Wandelbare passt sehr gut zu dem Prozess, der im Freilichtmuseum gerade stattfindet. Für mich, aus der Museumspraxis kommend, hat das wirklich Qualitäten. Nämlich zu lernen, mit dem, was da ist, zu arbeiten. Und wie man aufgrund der Fotos gut sehen kann, ist da auch sehr viel kreatives Potenzial von den Studierenden, das zum Vorschein kommt und genutzt wird. Das geht Hand in Hand, und dann entsteht ein Produkt, das auch stimmig ist. Oder manchmal denkt man, das hätte man vielleicht, wenn man mehr



Abb. 5: Bauhofbesuch auf dem Gelände des LWL-Freilichtmuseums Detmold während der Summer School 2022 (© Lioba Keller-Drescher)

Zeit und Ressourcen gehabt hätte, auch anders machen können. Aber so, wie es da ist, hat es dann immer auch seine Stimmigkeit, eben weil überlegt.

JCW: Um das Prozesshafte im Freilichtmuseum zu erkunden, gab es während der Summer School 2022 unter anderem einen Bauhofbesuch. Auch das war ein besonderer Ort, den es nicht in jeder Museumsgattung gibt. Auf dem Foto (Abb. 5) sehen wir ein Hausfragment, etwas schräg gestellt. Wie können sich Studierende denn in so kurzer Zeit Themen wie solchen Großobjekten nähern, wenn sie noch gar nicht zusammengefügt und ausgestellt sind?

LKD: Man kann sich dem nur nähern mithilfe der Museumsmitarbeiter:innen. Dass die uns Einblick in ihre Arbeitsweise gewähren, ist der Schlüssel dazu. Und das eben nicht nur auf der verbalen Ebene, indem sie uns davon erzählen, sondern indem sie uns Recherchematerial in die Hand drücken, indem sie uns durch das Museum führen, an bestimmten Stationen darüber berichten, warum sie zu bestimmten Entscheidungen kamen, wie die Abläufe sind und wie geplant wird, wenn was Neues

ansteht. Dass sie uns zeigen, wo und wie ihre Dokumentation stattfindet, und dass sie dann eben auch Einblick bieten, wie sie von der Materialseite an ein neues Projekt herangehen. Wie sieht etwa das Material aus, wenn es den Schritt vom Holzlager in die Werkstatt und später dann aus der Werkstatt raus wieder ins Gelände machen wird? Und wir haben den Moment erwischt, als die Wände des Behelfsheims in der Werkstatt aufgerichtet wurden, noch mit einem offenen Konzept, wie es denn und genau welche Schicht dieser Gebäude wie restauratorisch bearbeitet werden soll. Wie soll es wieder aufgestellt werden? In dieser Phase des Überlegens gibt es das experimentell-exploratorische Aufbauen in der Werkstatt. Wir befinden uns als Summer School auch im übertragenen Sinn in einer Museumswerkstatt mit dem, was wir tun. Museums- und unsere wissenschaftliche Arbeit sind da ganz nah beieinander. Also diese Auseinandersetzung mit dem vorfindlichen Material und die Überlegung, wie setze ich denn das sinnhaft wieder zusammen, wie kann ich Bedeutungen rekonstruieren, welches Material brauche ich, und wie kann ich dann diese Überlegungen wieder kommunikativ nach außen tragen, in dem Fall in eine Ausstellung bringen, oder das Museum bringt es dann als neues Großexponat ins Gelände. In diesen Prozess dürfen wir mit unseren Studierenden hinein.

JCW: Schön, dass Du auch diesbezüglich betonst, das Vorfindbare zu nutzen. Ihr zumeist habt gar nicht die Möglichkeit, innerhalb so kurzer Zeit Leihgaben anderer Museen anzufragen oder Interviews mit ehemaligen Bewohner:innen durchzuführen. Ihr arbeitet hier bei der thematischen Aufarbeitung – wie auch bei der Ästhetik der Präsentation – mit dem, was ihr vorfindet. Ihr habt das Museum und die Museumsmitarbeiter:innen als Gewährsleute, die euch auch zur Hand gehen. Sie werden nicht erforscht, sondern forschen mit euch zusammen.

LKD: Ja, wir recherchieren nach. Manches können wir auch schon vorbereiten, wenn wir das Thema mit den Kolleg:innen dort festlegen. Aber im Wesentlichen passiert es vor Ort in dieser Woche.

JCW: Was ihr hier betreibt, ist keine traditionelle Hausforschung, aber eine hausfokussierte Forschung. Ihr habt das Haus als einen der Ansatzpunkte, als eine thematische Klammer. Was ist dabei das Besondere des kulturanthropologischen Herangehens?

BJ: Zum einen – was vielleicht noch wichtig ist – haben wir mittlerweile ein Format entwickelt, bei dem die Studierenden im Vorfeld sich mit dem Thema der Summer School beschäftigen und Referate ausarbeiten. Das heißt, sie kommen in diese Woche schon recht informiert, haben schon Expertise, sich Wissen angeeignet. Für mich ist eine kulturwissenschaftliche Perspektive im Kuratorischen insofern immer attraktiv, weil die inhaltliche Herangehensweise einfach mehrdimensionaler ist. Also die Linien, die wir verfolgen, die Fragen, die wir stellen, sind alltagswissenschaftlich, sind



Abb. 6: Aufbau der Ausstellung „Schichten unter Schichten, Fragen über Fragen – Ein Behelfsheim aus Lippe“ während der Summer School 2022 am LWL-Freilichtmuseum Detmold (© LWL-Freilichtmuseum Detmold)

kontextbezogen, sind zeitbezogen. Wir arbeiten nicht unbedingt chronologisch, sondern eher in thematischen Schichten. Wir berücksichtigen die Materialität der Objekte und verfolgen vielleicht auch ästhetische Aspekte. Es sind also viele Ebenen, die wir aufmachen können. Darin liegt die Qualität unseres Faches und eben auch des kulturwissenschaftlichen Kuratierens.

JCW: Ich gehe weiter zur Summer School 2022 mit einem Blick in den Aufbau der Ausstellung (Abb. 6). Hier ist wieder der Ausstellungsraum im Haus Schwenger zu sehen und eine Studierende.

LKD: Nein, das ist Anja Feldmann aus dem Museumsteam. Die unterstützt uns beim Aufbauen und hat dann zum Beispiel Materialien, die sie irgendwo im Sinne der Nachhaltigkeit aufbewahrt hat und dann für uns hervorholt. Deren Hilfe und deren Kenntnis, die brauchen wir. Das ist ganz wichtig für das Ergebnis.

JCW: Was auffällt, sind etwa die floralen Elemente an den Wänden. Wie ist das Arbeiten in diesem doch sehr besetzten Raum, der sich in einem historisch oder historisch-rekonstruierten Gebäude befindet? Wie ist das Arbeiten da drin, vor allem das Präsentieren eurer Themen?

BJ: Was diese floralen Motive anbelangt, das sind Überreste einer Ausstellung, die vor uns da war. Und das Museum hatte bis zu diesem Frühjahr offenbar keine Möglichkeit,

diese Blumen wieder abzutragen. Es erinnert mich an die erste Summer School, wo die studentischen Kurator:innen es sehr geschickt wussten, diese Muster in das Layout der Ausstellung einzubinden. Vielleicht ist es so, dass ich die schon gar nicht mehr wahrnehme. Ich persönlich finde den Raum sehr passend für unsere Zwecke. Er ist unaufgeregt, einfach, geradlinig, rechteckig und hat diese grauen Wände. Und es gibt diese Deckenleuchten, wo man was dranhängen kann. Viel mehr ist dann schon nicht mehr möglich. Aber ich finde, der Raum liegt auch gut, eben im Verbund mit dem Gasthaus und dem Fotostudio. Da kommen auch wirklich Besucher:innen vorbei.

JCW: Habt ihr denn ein Response-Instrument? Kriegt ihr Rückmeldung zu euren Ausstellungen von Besuchenden?

LKD: Ja, das haben wir schon zweimal ausprobiert: klassisches Besucherbuch und eine Wand mit der Möglichkeit zu Post-it-Beiträgen zu weiterführenden Fragen. Das kommt dann am Ende an uns zurück. Aber das meiste an Kommentierung erreicht uns nur indirekt. Das sind die Kommentare und Fragen, die an die Aufsichten dort im Haus gegeben werden. Wir überlassen die Ausstellung nach der Summer School dem Museum und kriegen dann nicht mehr so viel mit. Zwei Berichte im „FREILICHTmagazin“ des Museums vermittelten bisher die Veranstaltung noch in die Öffentlichkeit. Auch über den Verein der Freunde des Museums, der uns dankenswerterweise immer wieder sponsert, wird das bekannt gemacht, und es kommen Besucher:innen. Wir machen eine Vernissage und vermitteln in das Museum hinein, was wir dieses Mal gemacht haben. Studierende gehen dann in der restlichen Saison oft noch mit ihren Familien hin und zeigen denen die Ausstellung. Wir hängen dann hinterher an der Uni die aktuellen Plakate aus und werben auf Instagram. Es gibt Resonanz, es ist aber ausbaufähig.

JCW: Ich bleibe beim Ausstellungsraum, switche aber zur Summer School 2023. Zu sehen ist wieder der altbekannte Raum im Haus Schwenger (Abb. 7). Ihr arbeitet stark an der Wand mit Fotografien und von der Decke heruntergelassenen Fahnen mit Text und einigen Piktogrammen, die an Otto Neurath und die Anfänge der Museumsdidaktik in Wien im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts erinnern. In der Mitte befindet sich eine Hörstation mit CD-Player, einem Biedermeier-Brettstuhl und einem Bildungsmöbel der 90er-Jahre. Es ist also einerseits etwas Konfrontatives der verschiedenen Ästhetiken, andererseits eine Anknüpfung an die Tradition der musealen Vermittlung und Didaktik festzustellen.

BJ: Ja, es hat tatsächlich eine Bewandnis, warum wir da ein jüngeres und ein älteres Modell gewählt haben. Auf dem älteren, biedermeierlichen Stuhl nimmt die historische Akteurin Platz. Es wurde ein fiktives Interview mit ihr geführt, und als Besucher:in kann man daneben auf dem jüngeren Möbel Platz nehmen und ihr zuhören. Das ist eine einfach gemachte Installation, aber offenbar kommt die Idee dahinter gut rüber.



Abb. 7: Einblick in die Ausstellung „Soviel ist unsicher. Annäherungen an ein prekäres Leben“ während der Summer School 2023 am LWL-Freilichtmuseum Detmold (© LWL-Freilichtmuseum Detmold)

JCW: Es wirkt wie eine Zeitmaschine, eine konfrontative Zeitmaschine.

BJ: Das ist schön, dass das Konzept über das Foto überkommt. Im vorderen Bereich der Ausstellung wird die Geschichte vom Alltag dieser Tagelöhnerin erzählt, soweit wir etwas darüber herausfinden konnten. Es existieren zwei Fotos, die wir auch ausgestellt haben. Aber natürlich typisch: Von Menschen aus ärmeren sozialen Schichten, aus randständigen Gruppen, ist wenig überliefert. Das Museum hat glücklicherweise in den 70er/80er-Jahren ein Interview mit einer Frau geführt, die diese Tagelöhnerin noch gekannt hat. Aufgrund dieses Wissens und dieser Quellen haben sich hier, im Ausstellungsraum, diese Geschichten abgebildet. Auf der einen Seite gibt es einen Text, auf der anderen Seite dazu ein Piktogramm, das eine Studierende entworfen hat. Bis tief in die Nacht ist sie gesessen und hat diese Piktogramme gezeichnet. Und andere Studierende haben aus Solidarität mit ihr durchgehalten.

LKD: Da sieht man dann auch wieder, dass wir, die Ausstellung, das Ganze davon profitieren, dass die Studierenden Fähigkeiten mitbringen, von denen wir gar nichts wissen. Dies können wir gar nicht planen, sondern das zeigt sich dann im Entwickeln, im Prozess des Ausstellungsmachens. Wir stehen dann immer wieder staunend davor und sagen, dass es einfach wunderbar ist, was da eingebracht wird. Ich denke, für die Studierenden ist das auch ein ganz großer Punkt, sich da einbringen zu können und sich als Ausstellungsmacher:in zu erleben.

JCW: Das ist eine Erfahrung, die ich bei den meisten Ausstellungen mit Studierenden mache. Die Projektleiter:in kann das Ergebnis nicht setzen, sondern man kann es nur gemeinsam entwickeln. Es sind so viele Kompetenzen vorhanden oder es werden sich die Skills angeeignet, tatsächlich eine professionelle Ausstellung zu machen, ohne dass man alles an Gewerke geben muss. Es wird geschaut, wozu wir selbst fähig sind, was wir leisten können. Mit allem Scheitern, was dazu gehört. Es kann auch nach hinten losgehen. Aber tatsächlich sind Lehrforschungsprojekte eine Form des kuratorischen Self Empowerments.

LKD: Für mich ist es auch so. Wir können nicht alles vorbereiten, machen wir auch nicht, würde ich auch schon aus Prinzip nicht machen, das geht auch gar nicht. Aber wir können das begleiten. Und wir können anleiten, während der Prozess anläuft. Und wichtig ist, dass wir auch machen lassen und dann mitmachen. Das gehört auch zusammen, dass man da ein Vertrauen gegenüber den Studierenden entwickelt und das auch vermittelt, dass man das hat, dass man sie machen lässt. So funktioniert die Community of Practice.

JCW: Ich komme zum letzten Bild. Es entstammt der Summer School 2023 und zeigt einen Eindruck vom Leben eurer Community of Practice auf Hof Remberg, wo ihr zusammen sitzt, zusammen esst und zusammen arbeitet. Das sieht ein bisschen aus nach Klassenfahrt oder nach wirklich sehr geballter Exkursionistik, die hier betrieben wird (Abb. 8).

LKD: Geballte Exkursionistik ist absolut der richtige Ausdruck. Das Übernachtungs- haus ist im Sauerländer Dorf. Und dort ein bisschen in einer etwas abgeschiedenen Ecke, sodass wir da nicht so das Bild störend auffallen, wenn wir im Freien sitzen. Wir werden trotzdem neugierig beäugt. Dass wir dieses draußen und drinnen gut ausgestattete Haus für uns allein haben, ist ein Teil der großzügigen Unterstützung durch das Museum und, glaube ich, ein Teil der Gelingensbedingung.

BJ: Für mich ist dabei das Spannende, dass wir unterschiedliche Rollen einnehmen. Wir sind Forscher:innen, wir sind Kurator:innen, wir sind Freilichtmuseumsbesucher:innen, machen Führungen mit, führen Expert:innengespräche mit den Mitarbeiter:innen. Dieses Foto zeigt die Zeit, wo wir uns einfach mal erholen und wo sich mitunter die zusammensetzen, die sich vielleicht schon kennen oder gut verstehen. Und man tauscht auch mal den Platz. Ich persönlich finde die Morgen und die Abende, wo wir unter uns sind, sehr wertvoll für diese doch sehr intensive Woche.

JCW: Wie geht es denn weiter? Wohin steuert die Summer School? Wird es das Format weiter geben? Was können wir von dieser Summer School, von der Idee, von dem Konzept mitnehmen?



Abb. 8: Die Ausstellungsmacher:innen der Summer School 2023 beim Essen auf Hof Remberg des LWL-Freilichtmuseums Detmold (© Lioba Keller-Drescher)

LKD: Also die Summer School wird ein viertes Mal stattfinden. Das ist jedenfalls schon im Vorlesungsverzeichnis, also wird sie stattfinden. Das Haus ist reserviert, wir haben die Vorplanung abgeschlossen. Diese hohe Qualität, die in unserer Zusammenarbeit steckt und gemeinsam entwickelt wurde, die sollte erhalten bleiben. Aktuell fördert uns zusätzlich die Kollegforschungsgruppe „Zugang zu kulturellen Gütern im digitalen Wandel“. Wichtig ist und bleibt, dass die Universität und dass das Museum das unterstützen. Sonst geht es nicht. Wir brauchen die Unterstützungen von beiden Seiten, sonst kann man so ein, ich will jetzt nicht sagen experimentelles, aber so ein Format, das doch viel Kraft bindet, nicht durchführen, wenn man da nicht auch finanziellen und ideellen Rückhalt von beiden Institutionen hat.

JCW: Was ja nicht immer selbstverständlich ist. Es sagt aber auch viel über die Annäherung von universitärer und musealer Kulturanthropologie aus. Und es zeigt, dass die Studierenden an die Häuser müssen. Nicht nur für Ausstellungen, sondern auch in die Depots. Ob für fünf Tage, fünf Wochen oder fünf Monate, das ist eigentlich egal. Aber es ist wirklich wichtig, dass diese beiden Institutionen sich weiterhin verzahnen und eben gut zusammenarbeiten, so unterschiedlich sie sind.

LKD: Ja, ich würde auch mal provokativ sagen, eigentlich müssten die Museen das veranstalten. Das ist jetzt mehr als Provokation, denn ich bin mehr als dankbar, wie die Kolleg:innen in Detmold mit uns zusammenarbeiten, und sehe da eben natürlich die personellen Grenzen. Das ist ja klar. Aber was machen wir als Lehrende da eigentlich? Wir fördern einerseits unsere Studierenden. Und wir bringen andererseits auch Impulse ins Museum. Es ist einfach auch ein wichtiges Austauschinstrumentarium für beide Sphären. Ich glaube, der Gewinn ist da sehr gleichmäßig verteilt.

JCW: Und der Gewinn liegt ja nicht nur darin, dass das Haus eine Ausstellung bekommt, sondern auch Inputs für ihre laufenden Forschungen.

LKD: Ja. Und wir nehmen natürlich immer gerne die aktuellen Themen des Museums auf. Das inspiriert unsere Summer School ungemein, anzuknüpfen an das, was das Museum gerade auch interessiert. Das ist ein wirklicher Gewinn, in beiden Fällen immer dranzubleiben an dem, was gerade interessiert, und Studierende für dieses Arbeitsfeld zu interessieren, zu qualifizieren. Es ist uns wichtig, dass Studierende unserer Fächer weiterhin ins Museum gehen und unsere Themen, unsere Arbeitsweise da weiter mitarbeiten.

BJ: Für die Studierenden ist es auch ein Angebot, das Praxisfeld Museum hautnah zu erfahren, um vielleicht am Ende der Woche sagen zu können, ja, Museum ist eigentlich doch nichts für mich. Diese intensive Arbeit, die fast wie ein ungeschriebenes Gesetz immer ein Ausstellungsprojekt begleitet, da kann man für sich resümieren, ist das ein Feld, in das ich gehen möchte oder nicht? Die Summer School ist Doing Museologie „im Kleinen“, unter Anführungszeichen.

JCW: Was für ein passendes Schlusswort. Liebe Birgit, liebe Lioba, ich danke für dieses Gespräch.

Ein Resümee

Mit einem Format wie der Summer School werden Austausch und Kooperation zwischen Universität und Museum entwickelt und gefördert. Dabei ist Wiederholung wichtig, nur dadurch kann die oft geforderte Zusammenarbeit zwischen den beiden Institutionen optimiert werden. Wir als Lehrende haben die Verantwortung für das Gelingen der Veranstaltung, Voraussetzung dafür ist eine gute Kommunikation und gegenseitiges Vertrauen zu und mit den Beteiligten in den Museen. Für Studierende eröffnet die Summer School das Praxisfeld Museum und Ausstellung. Nicht nur erfahren sie das Ausstellungsmachen als wissenschaftliche und interdisziplinäre Praxis (u. a. durch die Zusammensetzung der Master-Studiengänge), sondern auch als sozialen Prozess; im Herstellen eines Produkts (einer Ausstellung, eines Vermittlungsformates) zeigen sich ihnen die unterschiedlichen Stufen eines solchen Prozesses, ebenso Höhen und Tiefen. Und sie sehen sich mit Fragen der Verantwortung gegen-

über der Öffentlichkeit konfrontiert: Was thematisieren wir, welche Fragen stellen wir und welche nicht? Auf welche Art und Weise? Was wollen wir dadurch akzentuieren oder gar bei den Besucher:innen evozieren?

Das professionelle Improvisieren, das so ein Format erfordert, verstehen wir auch als einen Impuls auf die Entwicklung von Lehrformaten in Zeiten von KI.

Dank

Wir wissen, eine Gruppe Studierender bedeutet nicht nur Arbeit, sondern auch Unterbrechung alltäglicher, gewohnter Abläufe. Umso mehr möchten wir uns abschließend bei den Verantwortlichen des LWL-Freilichtmuseums Detmold für diese außergewöhnliche Kooperation, für Interesse und Aufgeschlossenheit bedanken wie auch bei den Museumsmitarbeiter:innen für ihre Unterstützung bei der Umsetzung unserer Projekte und unseres Aufenthalts im Museum; stellvertretend für das Team möchten wir hier die Museumsleitung mit Jan Carstensen (ehem.), Marie Luisa Allemeyer und Gefion Apel nennen.